AGNES BERNAUERINN

Pantheon

berühmter und merkwürdiger

Frauen.

Fünfter Theil.

Leipzig,
in der Hahnſchen Verlags-Buchhandlung
1816.

An die Leſer.

Nicht an mir, nicht an der Verlagshandlung des Pantheon hat es gelegen, daß ſo ſpät erſt dieſe fünfte Sammlung der vierten folgt. Die Leſer wiſſen ſelbſt, welche Zeitumſtände jede Lektüre verſchlangen! Wer mochte leſen, da ſo viele unangenehme Wirklichkeiten uns Muth und Zeit und Laune raubten? Wer konnte der Vergangenheit ruhige Stunden widmen, da die Ereigniſſe der Gegenwart ſo fürchterlich uns beſtürmten?

Es iſt vorüber! — Lichter wird der Himmel, und leiſen Tritts naht ſich die

Ruh uns wieder. Sich und uns bereitet ſie ein ſanftes Lager, und wir geſellen uns traulich zu ihr. Mögen wir gern empfangen, was ſie uns geben will und giebt; geben wir ihr, was ſie ſo gern von uns nimmt.

So mögen die Leſer auch das annehmen, was ich ihnen gebe. Weimar, am Margarethen-Tage 1815.

A. V.

Inhalt.

I. Irene, Griechiſche Kaiſerin . . S. 1
II. Philippa Catana 37
III. Louiſe von Degenfeld 47
IV. Agnes Bernauerin 81
V. Metta von Zehren 107
VI. Maria Wollſtonecraft Godwin . . 119
VII. Frau von Warens 139
VIII. Anna Luiſe Karſchin . . . 155
IX. Maria Guyard 167

X. Kleinere biographiſche Nachrichten von berühmten und merkwürdigen Frauen:

1. Aretaphila . . . . . S. 193
2. Kamma . . . . . . = 198
3. Julia Aſtallia . . . . = 200
4. Iphigenia Deſille . . . . = 204

Irene,

Griechiſche Kaiſerin.

Alles, was Widerſprechendes das Leben der Menſchen in ſich vereiniget, finden wir in der Lebensgeſchichte der Kaiſerin Irene. Es iſt ihre Geſchichte ein Gemälde ewiger Abwechſelung von Glück und Unglück. Heldentugenden glänzen an der Seite weiblicher Schwachheiten, Geiſtesfähigkeiten, Leidenſchaften, neben Irrthümern, geben den Schatten zu dieſem Gemälde. Alles bewährt ſich in der Erfahrung, daß Tugend nur allein beglücken kann.

Eine Athenienſerin, von einem edlen, aber unbekannten Geſchlecht, verlor ſie frühzeitig ihre Eltern, und Kaiſer Konſtantin Kopronymus, eingenommen von ihrem großen Verſtande, entzückt von ihrer angenehmen einnehmenden Beredſamkeit, beſtimmte ſie zur Gemalin ſeines Kronerben und Sohnes, Leo Porphyrogeneta.

Schon war das Griechiſche Kaiſerthum geſunken, und nicht mehr ſo machtvoll wie ſonſt, verengten ſich täglich ſeine Grenzen. Longobarden, Franken und Sarazenen, Bulgaren, Slaven und Avaren hatten große Provinzen an ſich geriſſen, und den Griechiſchen Kaiſern war nur Klein-Aſien, Thrazien, Griechenland, Sizilien, das Exarchat Ravenna, und ein Schatten von der Herrſchaft über Rom geblieben. So tief hinab war das ehemalige mächtige Reich der Römer in den Strudel der Staaten-Vernichtung gezogen worden, erobert, wie es erobert wurde.

Leo war zwanzig Jahr alt, als er, um demſelben die Reichsnachfolge zu ſichern, ihn zum Reichsgehülfen ernannte. Für ihn warb er um die Hand der Tochter des Franken-Königs Pipin, aber vergebens; denn dieſer Emporkömmling wollte lieber erobern, als Friede haben, und nannte alle Völker, die nicht ſeinem Zepter gehorchten, Barbaren.

Kopronymus, ein ziemlich vollendeter Tyrann, wurde nicht geliebt, deſto ſtärker aber gefürchtet, und alle ſeine Anverwandten ſelbſt

zitterten vor ihm eben ſo ſehr, als ſeine Unterthanen; nur nicht Irene.

Sie, jung, ſchön, kühn, ſtolz, liſtig, ganz Meiſterin der Schmeichelei, fand ſich ſelbſt geboren für einen Thron, und wünſchte, ihn je eher je lieber, ohne etwas zu fürchten, beſteigen zu können.

Von ihrem Privatleben weiß man nichts. Genau genommen, haben Königinnen gar kein ſolches. Ihre Meinungen, ihr Geſchmack, ihre Ergötzlichkeiten ſtehen mit den Völkern, welche ſie beherrſchen, in der nothwendigſten Verbindung. Ihr Glück zu wollen, muß ihre einzige, wichtigſte Sorge ſeyn.

Im J. 769 wurde Irene von Athen abgeholt und in den Pallaſt zu Hieria, auf dem Vorgebirge, Konſtantinopel gegenüber, gebracht. Kopronymus hatte ein prächtiges Gefolge ihr entgegen geſendet, das ſich, wie man ſich damals noch immer, trotz der Zerrüttung des Reichs, ausdrückte, für eine Kaiſerin der Welt ſchickte, und ihrer Würde angemeſſen war.

In Schaaren ſtrömte das Volk, die Großen des Reichs, die Soldaten, der Ankom-

menden entgegen, und alle blieben in Verwunderung verloren. Wie mit dem ſie umgebenden Glanze ganz vertraut, wußte Irene klüglich denſelben um ſich herum zu verbreiten. Die ihr gewidmeten Anbetungen, nach den Sitten der Morgenländer, nahm ſie gleich einer gnädigen Göttin wohlgefällig an, und jeder glaubte ſie in der Sphäre geboren, in der ſie ſich jetzt befand. Ihre gebietende Schönheit unterwarf ihr alles, was ſich ihr nahete. Ihr lebhafter, athenienſiſcher Geiſt bezauberte die roheſten Gemüther. Glücklich begann ihr Verſuch, durch die mächtige Zauberei ihrer Schönheit, ihres Geiſtes, alle, welche ſie wollte, zu ihren Sklaven zu machen.

Kopronymus war erfreut, Leo vor Entzücken außer ſich.

Irene ging in einem reich vergoldeten Schiffe mit ſeidenen Segeln von Hieria ab, nach Konſtantinopel, begleitet von mehr als hundert Schaluppen und Brigantinen. Alle Einwohner der großen Kaiſerſtadt eilten dem Hafen zu, ihr Freudengeſchrei übertönte den Schall der Inſtrumente und erfüllte die Lüfte. Sie wurde in den Pallaſt geführt,

und die Hochzeit mit den größten Feierlichkeiten vollzogen. Die Feſte und Luſtbarkeiten verſchlangen Wochen, Irene empfing die Kaiſerliche Krone, und mußte einen Eid auf die Sakramente ablegen, dem Gebote der Kirchenverſammlung zufolge, den Bilderdienſt zu verwerfen und zu verabſcheuen. Sie war demſelben ergeben, aber ihr Schwiegervater war hartnäckig und blutdürſtig, ihr Gemal ein Feind der Bilder, ſie wollte herrſchen, und bedachte ſich nicht lange, zu ſchwören. Sie blieb im Herzen bei ihrem Glauben, und verſprach äußerlich alles, was man von ihr verlangte.

Ihres Gemals Großvater, Kaiſer Leo Iſaurikus, war als der erſte Feind der Bilder aufgetreten. Alle diejenigen wurden für Ketzer gehalten und für Abgötter, die den Bildern des Heilands und der Heiligen Ehrfurcht erzeigten. Unter dieſem Vorgeben bemächtigte ſich Leo Iſaurikus, der größte Geitzhals ſeiner Zeit, der goldenen und ſilbernen Bilder, der herrlichſten mit Edelſteinen verzierten Gefäße und Kronen der Mutter Gottes, und bereicherte damit ſeinen Schatz. Man widerſetzte ſich, Blut floß in Strömen, die Zeiten der Rö-

miſchen Tyrannen ſchienen wieder zu kommen. Allenthalben brach die Furie des Kriegs los, der geldgierige Monarch verlor mehrere Provinzen ſeines Reichs, und ſtarb, ein Abſcheu ſeiner Völker, denen er einen Sohn als Kronerben hinterließ, der noch grauſamer war, als er ſelbſt. Dieſer, ſchwach, geitzig, gottlos, abergläubiſch, blutdürſtig, zum Unglück des Reichs geboren, war Irenens Schwiegervater. Heiliges kannte er nicht, und in ſeinem Reiche fand die Tugend keine Freiſtätte.

Irene wurde im J. 771 Mutter, und gebar einen Prinzen, der Konſtantin Porphyrogeneta genannt wurde. Das Volk überließ ſich der Freude, in der Hoffnung auf beſſere Zeiten.

In einen Krieg gegen die Bulgaren verwickelt, wurde Kopronymus von einem hitzigen Fieber überfallen. Das Blut kochte in ſeinen Adern, ſeine Eingeweide brannten zu Kohlen. Lautaufbrüllend verfluchte er die Schmerzen, die ſein Inneres durchglühten, und die Vorſtellung ſeiner Laſter vermehrte dieſelben furchtbar. Die Gerechtigkeit Gottes traf ihn ſo ſchrecklich, daß er an der Barmherzigkeit

derſelben verzweifelte. Er ließ ſeinen Sohn bitten, alles Böſe, welches er begangen habe, wieder gut zu machen, und ſtarb (775) unter furchtbaren Qualen, zur gerechten Strafe für ſo viele Laſterthaten, den Tod eines blutdürſtigen, vom Volke und ſeinen Nachbarn verfluchten Tyrannen. — Mit einem prächtigen Traueraufzuge wurde er zur Erde beſtattet, und jetzt ſahen ihn zum erſtenmale ſeine Unterthanen mit Vergnügen.

Leo, abergläubiſch wie ſein Vater, aber nicht ſo blutdürſtig, beſtieg ſeinen Thron, machte zwar in den Anordnungen ſeines Vaters keine Aenderung, aber er hörte doch auf zu verfolgen. Er war wohlthätig gegen das Volk und bezahlte die Soldaten, beförderte den Ackerbau, und that der Bevölkerung der Städte Vorſchub. Er wollte das Beſte ſeiner Unterthanen, fand aber von Seiten ſeiner Miniſter keine Unterſtützung.

Irene vermochte nicht viel bei ihrem Gemal. In das Innerſte des Pallaſtes verſchloſſen, überließ ſie ſich ganz den Uebungen einer Frömmigkeit, mit der ſie ganz geſchickt die Laſter ihres Lebens zu vereinigen wußte.

Das Volk und die Soldaten drangen in den Kaiſer, ſeinen Sohn Konſtantin krönen zu laſſen. Nach vielen Weigerungen gab er endlich nach, und Irene ſah mit Vergnügen die Krone auf dem Haupte ihres fünfjährigen Sohnes. Der Kaiſer ſetzte ſich am Freitage vor dem Oſterfeſte auf ſeinen Thron, ſtellte ſeinen Sohn neben ſich, und ſprach: „Seht hier Euern zukünftigen Kaiſer, wie Ihr es verlangt habt.“ Das Volk rief: „Heiland der Welt, der du heute für uns geſtorben biſt, nimm den Eid an, den wir unſerm Kaiſer leiſten;“ und die Vornehmſten, Aelteſten und Tribunen der Gemeinden ſchwuren auf das Holz des wahren Kreuzes, welches der Patriarch hatte herbei bringen laſſen. Die Stände des Staats und die Vornehmſten jedes Standes legten ihren Eid ſchriftlich auf den Hochaltar der Sophien-Kirche nieder.

Am erſten Oſtertage kam der Kaiſer mit einem glänzenden Gefolge auf die Rennbahn, begrüßt vom Jubel des Volks. Irene fuhr auf einem prächtigen Wagen aus ihrem Pallaſte und trug den jungen Kaiſer auf dem Arme.

Sie führte ihn in den Tempel der Katechumenen. Die Straßen waren voll Volk. Ihre Schönheit, ihre mit Anmuth und Lebhaftigkeit vermiſchte Majeſtät, einige Worte, die ſie ſprach, wiederholt von der Menge, alles an ihr bezauberte die Byzantiner; lauter Jubel empfing ſie. Man wußte, daß ſie im Innern ihres Pallaſtes der Mutter Gottes und den Bildern der Heiligen Verehrung erwies, und alle die, welche dieſes an ihr liebten, betrachteten ſie als die Glückbringende ihrer Wünſche, und ſahen in ihr das Bild der triumphirenden alten Kirche.

Mitten unter dieſen Feſten kam der Prinz Adelgiſius, der Sohn des Königs der Longobarden Deſiderius, den Karl der Große ſeines Reichs beraubt hatte, nach Konſtantinopel, Hülfe zu ſuchen bei dem Kaiſer. Dieſer nahm ihn mitleidsvoll und mit mancherlei Ehrenbezeugungen auf, die ſein Stand erheiſchte. Er machte ihn zum Patrizier, und verſprach ihm ſeinen Beiſtand. Eben ſo empfing er einen jungen Bulgariſchen Prinzen Telerus, machte ihn zum Patrizier, und vermälte ihn, als er die chriſtliche Religion an-

genommen hatte, mit einer Anverwandten ſei-
ner Gemalin.

Nun aber war dem Kaiſer beigebracht
worden, ſeine Gemalin und mehrere ſeiner
Reichsbedienten verehreten insgeheim die Bil-
der. Sogleich ließ er die Diener greifen und
ſtürmte in die Zimmer ſeiner Gemalin. Nach
genauer Nachſuchung fand er ein Bild des
Heilands und ſeiner Mutter auf das Haupt-
kiſſen ihres Bettes geſtickt. Darüber gerieth
er in die ausgelaſſenſte Wuth, und begegnete
ſeiner Gemalin äußerſt hart. Er warf ihr
ihre Herkunſt vor, und ſagte, ſie ſey nicht
werth, daß er Thron und Bett mit ihr theile.
Zugleich kündigte er ihr an, ſie könne nicht
mehr ſeine Gemalin ſeyn, und müſſe ſich der
Krone begeben.

Vergebens bot Irene alles auf, ſich zu
entſchuldigen, ſparte weder Flehen noch Bit-
ten, weder Thränen noch Betheurungen; aber
ſie konnte ihrem erbitterten Gemale nichts ab-
gewinnen. Er gerieth nur immer ſtärker in
Wuth, wiederholte, was er geſagt hatte, und
verließ ſie. Ihre Freunde ließ er in Gefäng-
niſſe werfen.

Irene, die ihr Unglück nicht ertragen mochte, wußte ſich auf eine andere Art gegen den Kaiſer zu waffnen, und er ſtarb wenige Tage nach dieſem Vorfall (780) plötzlich. Sogleich erſchien Irene mit allem Glanze einer Kaiſerin, und wurde von dem Volke mit lautem Jubel empfangen. Ihren Sohn an der Hand, trat ſie auf einen öffentlichen Platz, und der Senat und die Soldaten huldigten beiden.

Als Vormünderin ihres Sohnes trat ſie die Regierung an, und mit Wohlthaten überſtrömte ſie das Volk. Sie verminderte die Auflagen, öffnete die Kaiſerlichen Schätze, welche der Geiz zuſammengeſcharrt hatte, und wußte mit Freigebigkeit und Klugheit das Geld zu vertheilen, welches mit ſo vielen Thränen erpreßt worden war. Ihre größte Kunſt war, die Laſter anderer, ſo wie ihre eigenen, zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die erſten Würden übertrug ſie denen, die ihr am meiſten ergeben waren; der Patrizier Storacius wurde ihr Miniſter. Er war ein vollkommener Hofmann, und hatte als Soldat ſowohl, als in der Regierung, alle Stu-

ſen von unten hinauf erklommen, und während den Staatsunruhen hatte er gelernt, die Menſchen zu beurtheilen und mißtrauiſch gegen ſie zu werden. Irene wählte ihn, ſeines Raths ſich zu bedienen, aber nicht, ſich von ihm regieren zu laſſen. Er, in der Schule des Mißtrauens erzogen, ſah alles, was vorging. Seine Blicke drangen in die verborgenſten Geſellſchaften, und durch ihn erhielt die Kaiſerin von allem Nachricht.

So groß das Entzücken des Volks auch war, ſo gab es dennoch unter demſelben Unzufriedene. Der Kaiſer Kopronymus hatte noch vier Brüder; unter dieſen den Cäſar Nicephorus, den herrſüchtigſten unter allen, der verwieſen in dem Cherſones lebte. Auf dieſen warfen die Mißvergnügten ihre Augen, und wünſchten ſich ihn zu ihrem Kaiſer. Storacius erfuhr, was geſchehen ſollte, und ließ die Häupter der Verſchworenen verhaften. Irene ließ ihren Schwager zu ſich rufen. Er kam nach Konſtantinopel und wußte von allem nichts, was geſchehen hatte ſollen. Wie erſtaunte er, als er mit den Verſchwornen zuſammen verhört wurde. Jedoch

wurde es ihm leicht, ſeine Unſchuld zu beweiſen. Die Kaiſerin ließ die Verſchwornen öffentlich mit Ruthen ausſtreichen, und verbannte ſie an die äußerſten Grenzen des Reichs. Die vier Brüder des Kaiſers Kopronymus aber wurden zu Prieſtern geweiht. Sie hatten nur die Wahl zwiſchen dem Blutgerüſte und dem Altare, und ließen willig ſich zu geiſtlichen Würden ſalben, der weltlichen Herrſchaft entſagend. Damit das Volk Kunde davon erhielt, mußten ſie in der Sophien-Kirche am Weihnachtsfeſte (780) das hohe Amt halten und das Abendmahl vertheilen. Man ſah es, ſtaunte, und erkannte die Herrſucht der Kaiſerin.

Elpidius, der Statthalter von Sizilien, erklärte ſich laut darüber, und ſagte der Monarchin die Treue auf. Man verlangte den Nicephorus zum Kaiſer; dieſer aber wollte es nicht wagen, ſich zu erklären, und blieb lieber im Stillen bei ſeiner ruhigen und verborgenen Lebensart.

Zu gleicher Zeit regten ſich auch die Sarazenen. Gegen dieſe wurden Soldaten, und nach Sizilien eine Flotte geſendet. Nach

einer tapfern Gegenwehr unterlagen die Sizilianer. Elpidius floh zu den Arabern.

Um ſich und ihr Reich zu ſichern, ſendete Irene eine Geſandtſchaft an Karl den Großen, und ließ für ihren Sohn um die Hand ſeiner Tochter Rotrudis werben. Dieſe Verbindung, glaubte ſie, werde ihre Herrſchaft feſt gründen. Die Werbung wurde angenommen, die Vermälung aber, wegen der Kinder-Jahre des Brautpaars, verſchoben.

Die Kriege gegen die Sarazenen und Thrazier waren geendiget, und Storacius, der die Armeen ſelbſt angeführt hatte, erhielt die Ehre eines Triumphaufzuges, ſo prächtig, wie man ſeit Beliſars Zeiten in Konſtantinopel keinen geſehen hatte.

Irene durchreiſete nun (784) die Provinzen ihres Reichs, und ſiehe, ſeit den vier Jahren ihrer Regierung hatte alles ſich verändert. Die Felder waren beſäet worden und trugen Früchte, die Städte füllten ſich wieder mit Bürgern, und Handlung fing an, von neuem aufzublühen. Die Kaiſerin war freigebig. Das Volk ſegnete ſie und ihre

Regierung. Sie ließ die zerſtörte Stadt Böră wieder aufbauen, und nannte ſie Irenopolis. Da fand ein Bauer in der Erde ein vermauertes Grab, und in derſelben eine (vermuthlich mit Abſicht in daſſelbe gelegte Marmorplatte) mit der Schrift:

Chriſtus wird geboren werden von der Jungfrau Maria, und ich glaube an ihn: Sonne, du wirſt mich noch einmal ſehen unter der Regierung Konſtantins und der Irene.

Das Volk ſchrie: Mirakel! und ſah die Kaiſerin als die Wiederherſtellerin des Glaubens an.

Die Religionsſtreitigkeiten waren dem Reiche ſehr verderblich. Irene verſammelte, als der Patriarch Paul ſtarb, den Senat und die Stände der Stadt in ihrem Pallaſte, und hielt eine Rede, welcher die Macht ihrer Schönheit den tiefſten Eindruck gab. Sie gab dem Volke die Wahl des neuen Patriarchen; dieſes bat ſie, ihn ſelbſt zu wählen. Sie nannte den Namen Taraſius, und das Volk ſchrie: er ſey Patriarch. Sogleich

ließ die Kaiſerin ein Concilium ausſchreiben, alle Streitigkeiten der Kirche beizulegen.

Die Zeit der Vermälung des Kaiſers nahte ſich. Aber jetzt nicht mehr wünſchte Irene die Vollziehung derſelben, ſie ſelbſt wollte regieren, und ihrem Sohne keine Stütze an dem mächtigen Schwiegervater geben. Daher brach ſie mit demſelben, und ſchickte eine Armee nach Apulien. Den Oberbefehl über dieſelbe gab ſie dem vertriebenen Prinzen der Longobarden Andalgiſus, den Leo aufgenommen hatte, und ſchmeichelte ihm mit der Hoffnung, dies werde ihm den Weg zum Longobardiſchen Throne bahnen. Er wurde geſchlagen (788) und kehrte muthlos mit dem Ueberreſt der Armee nach Konſtantinopel zurück.

Der junge Kaiſer, zwanzig Jahr alt, von ſeinen Umgebungen angereizt, verlangte den Thron ſeines Vaters zu beſteigen. In der tiefſten Unwiſſenheit aufgewachſen, war er zur Regierung gänzlich ungeſchickt. Seine Mutter wollte Alleinherrſcherin ſeyn, ſeine Freunde brachten ihn gegen dieſelbe auf. Dieſe vermälte ihn mit einer edlen Armenierin, Ma

ria genannt, die, bei all ihren Tugenden, dem Kaiſer verhaßt war. Er überwarf ſich mit dem Miniſter Storacius, und wollte ihn gefangen nehmen, und mit ſeiner Mutter nach Sizilien verweiſen laſſen.

Der Miniſter hatte alles erfahren, kam dem Kaiſer zuvor, ließ ihn gefangen nehmen und zum Verhör bringen. In Gegenwart ſeiner Mutter wurde Konſtantin mit Ruthen geſtrichen und ins Gefängniß gebracht. Die Kaiſerin begab ſich in die Sophien-Kirche, und dankte Gott für die Abwendung ſo großer Gefahr. Darauf wurde Geld ausgeworfen, und das Volk war dankbar genug, Irenen zur regierenden Kaiſerin auszurufen. Das war es, was ſie gewünſcht hatte.

Aber die Bezauberung, welche Konſtantinopel blendete, reichte nicht überall hin. Die Legionen erinnerten ſich ihres Eides, die Völker, daß nicht das Zepter in die Hand eines Weibes gehöre, und die Städte ſchrieben an ſie: „Stehet unſerm Kaiſer bei mit Rath und „That, unterrichtet ihn, lernt ihm regieren; „denn Konſtantin allein iſt es, den Gott uns „zum Beherrſcher gegeben hat.“

Ein Hauptmann der Garde, Alexis, warf ſich zum Anführer der Mißvergnügten auf, welche, die ihrem Kaiſer widerfahrene Beleidigung zu rächen, gerade auf Konſtantinopel zugingen. Irene wurde verlegen, ließ ihren Sohn aus dem Gefängniß ziehen, und flehte ihn um ſeinen Beiſtand an.

Er erſchien öffentlich. Das Volk und die Soldaten jauchzten ihm zu, und ſeine Günſtlinge drängten ſich raſch mit Rath und Beiſtand herbei. Storacius wurde feſtgenommen, mit Ruthen geſtrichen, und nach Armenien unter ſeine ärgſten Feinde verwieſen. Die Offiziere der Garden der Kaiſerin wurden ins Exil geſchickt, und Irene ſelbſt erhielt die Weiſung, ſich in den eleutheriſchen Pallaſt zu begeben. Ihre Schätze wurden ihr abgefordert. Sie gab, ſo viel es ihr zu geben beliebte.

Bald aber brachen Klagen über die Regierung des Kaiſers aus, der als Regent ſich durchaus nicht zu benehmen wußte. Die Hoheit, nach der er ſich geſehnt hatte, wurde ihm unerträglich; er nahm ſeine Zuflucht zu ſeiner Mutter. Sie hörte ihn gelaſſen an und ſag-

te: „Du haſt gern regieren wollen, mein Sohn, du haſt mich beſtraft, daß ich dem Reiche Gutes gethan habe. Du konnteſt nicht voraus ſehen, welche Abgründe ſich vor dir öffnen würden. Ich wünſche, daß deine Völker die Bosheit deiner Günſtlinge dir eben ſo gern vergeben mögen, als ich. Aber ich ſage dir es voraus: du biſt noch nicht am Ende aller Widerwärtigkeiten."

Der Kaiſer war außer ſich, und bat ſie, den Thron wieder zu beſteigen. Sie ſchrieb Bedingungen vor. Er willigte in alles. Storacius wurde zurückgerufen, um das Reich zu regieren und ſeinem Herrn zu trotzen. Irene beſtieg wieder den Thron (791), ihr Sieg war herrlicher, und die Verehrung des Volks größer, als ſie je geweſen war.

Nur die Armeniſchen Legionen wollten nicht in dieſe Verehrung einſtimmen. Alexis an ihrer Spitze, wurden ſie ſehr laut über die Ereigniſſe, welche Konſtantinopel mit Freude erfüllten. Irene, ganz Meiſterin des Willens ihres ſchwachen Sohnes, rieth ihm, den wackern Alexis, dem er ſo viel zu

verdanken hatte, zum Tode zu verdammen. Er that es. Das ganze Reich ſah dieſe Undankbarkeit mit Entſetzen, und eben das wollte Irene. Sie konnte es ihrem Sohne nicht verzeihen, daß er ſich dem ihm von ihr aufgelegten Joche entzogen hatte, und ſuchte ihn lächerlich und verhaßt zu machen.

Es fiel ihm ein, als Held zu glänzen. Er zog gegen die Bulgaren. Keinen Alexis mehr bei ſeinem Heere, führte er einen Zauberer, Pankratius, mit ſich, der durch Zeichendeuterei, Vögelflug und negromantiſchen Unſinn ſeine und des Heeres Seele ſeyn ſollte. Der Gaukler hieß ihn in ſeiner auguriſchen Wuth den Feind angreifen, und der Kaiſer wurde gänzlich geſchlagen. Seine tapferſten Offiziere und Pankratius ſelbſt wurden niedergehauen, und Konſtantin floh. Die Legionen zogen ſich nach Thrazien zurück.

Mißvergnügt, kamen ſie auf den Gedanken, Nicephores als Kaiſer auszurufen, um einem würdigeren Regenten zu dienen. Als Konſtantin erfuhr, was geſchehen ſollte, unterſuchte er nicht lange, ob ſein Oheim ſchuldig, genug, daß er ihm gefährlich war.

Er ließ ihn und ſeine Brüder in das Schloß St. Mamas bringen, und der Verſicherung ihrer Unſchuld und ihrer Schwüre ungeachtet, wurden in Gegenwart des Kaiſers dem unglücklichen Nicephorus die Augen ausgeſtochen, und ſeinen Brüdern die Zungen ausgeſchnitten. Oeffentlich wurden dieſe Verſtümmlungen bekannt gemacht, und allgemeiner Unwille folgte der Bekanntmachung. Ganz Armenien gerieth in Aufruhr. Ihr Anführer Andronikus wollte mit den Soldaten gerade auf Konſtantinopel losgehen.

Zwei ihnen entgegen geſendete Colonnen wurden geſchlagen. Alle gefangene Soldaten wurden niedergehauen, und den Anführern, welche in ſeine Gewalt fielen, ließ Andronikus die Zungen ausſchneiden, die Augen ausſtechen, oder auf dieſe und jene Art ſie verſtümmeln. Irene öffnete ihre Schatzkammer, nahm ihre Zuflucht zu Beſtechungen, und der Kaiſer ſelbſt führte ein neues Heer gegen die Armenier. Sie wurden geſchlagen, und Andronikus ſelbſt lag unter den Todten auf dem Schlachtfelde. Den Gefangenen ließ

der Kaiſer ein Brandmal auf die Stirne drücken.

Der Kaiſer überließ ſich den Wollüſten, Irene regierte, und alles nahm den von ihr gewünſchten Gang.

So ſchön und tugendhaft ſeine Gemalin auch war, ſo wenig konnte Konſtantin es über ſich gewinnen, ſich ihr vertraulich zu nähern. Deſto lieber aber ſah er ſich in der Nähe einer ihrer Hofdamen, Theodata, die eben ſo liſtig als ſchön, die ihr dargebrachten Huldigungen mit Entzücken annahm. Irene unterhielt dieſe Leidenſchaft ihres Sohnes, wünſchte ihm Glück zu ſeiner Wahl, und überhäufte die geliebte Schöne mit Geſchenken und Liebkoſungen. Theodata nährte ihres Gebieters Leidenſchaft, ſagte ihm jedoch zugleich, daß nur das Band der Ehe ihm die Gewährung ſeiner heißeſten Wünſche ſchenken könnte. Nicht genug, des Kaiſers Herz zu beſitzen, wollte ſie auch die Krone mit ihm theilen.

Der Kaiſer, erfreut ſeine Wünſche gekrönt zu ſehen, ließ ſeiner Gemalin befehlen, den Pallaſt zu verlaſſen, die Zeichen der kaiſerlichen

Würde abzulegen, und ſich nie wieder vor ihm ſehen zu laſſen. Maria gehorchte freudenvoll, ſchrieb an den Kaiſer, daß ſie gern ihm zurückgebe, was ſie von ihm erhalten habe, und ging mitten durch die Stadt in ein Kloſter. Das Volk begleitete ſie mit Thränen und beklagte laut ihr Unglück.

Der Kaiſer drang unter den ſchrecklichſten Drohungen auf ſeine Eheſcheidung. Maria ſelbſt bat darum und nahm den Schleier. Der Patriarch gab nicht nach. Der Katechet trennte die Ehe und verband den Kaiſer mit der geliebten Theodata. Alles geſchah mit Unterſtützung der Kaiſerin Irene, welche darin eine ſtille Gewährung ihrer herrſüchtigen Wünſche fand. Das Volk ſprach mit Verachtung von dem Kaiſer. Er war zufrieden, ſeine Vermählte ſchien es auch zu ſeyn, und ihre Vermählung war eben ſo glänzend, als traurig.

Kaum zeigte ſich die Hoffnung, die junge Kaiſerin werde Mutter werden, ſo ſtieg ihr Einfluß auf die Staatsgeſchäfte ſo ſichtbar, daß Irene und der ihr ergebene Miniſter aufmerkſam wurden. Der Kaiſer mußte beſchäf-

tiget werden. Er ſollte gegen die Araber zie-hen; es kam nicht zum Kriege. Er mußte die Provinzen durchreiſen; das Volk empfing ihn freudenvoll. Theodata gebar einen Prinzen, der Kaiſer war außer ſich vor Entzücken, und eilte nach Konſtantinopel. Bald aber ging er wieder zur Armee. Der Feldzug gegen die Araber lief nicht glücklich ab. Das Volk wurde unwillig, Irene und Storacius beſchloſſen, den Kaiſer zu ſtürzen, der, vielleicht von ſeiner Gemalin verleitet, jetzt wieder anfing, eigenmächtig zu handeln.

Konſtantin ſollte außerhalb der Stadt, wenn er nach St. Mamas gehen würde, ergriffen werden. Er wurde argwöhniſch, warf ſich in eine Schaluppe und kam mit günſtigem Winde glücklich zu Piles in Bithynien an. Als Irene dies erfuhr, war ſie ſehr verlegen und fürchtete ihres Sohnes Rache. Schon war ſie entſchloſſen, einige Biſchöfe an ihn abzuſenden, um Gnade und ein anſtändiges Gefängniß für ſie zu bitten. Storacius aber, der alles zu fürchten hatte, rieth ihr, dies nicht zu thun, ſondern vielmehr durch Verſchworne den Kaiſer feſt neh-

men zu laſſen. Dies wurde mit der möglich- ſten Vorſicht und Geſchwindigkeit bewerkſtelli- get. Der Kaiſer wurde in der Nacht über- fallen, nach Konſtantinopel geführt, in den porphyriſchen Pallaſt gebracht, und in eben dem Zimmer eingeſperrt, in welchem er gebo- ren war.

Irene ſuchte nun ihr Glück weiter zu verfolgen. Die Gefühle der Natur hatte ſie längſt unterdrückt. Ihre Sicherheit beruhte auf dem Tode ihres Sohnes. Nur der Thron war ihr Verlangen, und jedes Mittel, ihn zu beſteigen, war ihr gleich. Kaum war Kon- ſtantin nach Konſtantinopel gekommen, als auf Befehl ſeiner Mutter ihm die Augen aus- geſtochen wurden, und zwar in eben dem Zimmer, in welchem er ſeine Oheime hatte verſtümmeln laſſen. Einige Stunden nach der ſchmerzhafteſten Operation ſtarb der Kaiſer.

Irene theilte Geſchenke aus und beſtieg unter lauter Frohlocken (798) den Thron als Kaiſerin und Alleinherrſcherin.

Der Taumel des Volks ging vorüber. Das Blut ihres Sohnes grub Irenen ein unvergängliches Brandmal ein. Zwar wurde

der gemordete Kaiſer nicht beklagt, aber ſei⸗ ner Mutter mochte auch keiner ergeben ſeyn; ihre Handlungen erregten nichts als Entſetzen.

Storacius ſah durch ſeine Bemühun⸗ gen das Zepter in der Hand einer Frau, die er beneidete und verachtete. Sie ſollte nicht allein regieren; er ſelbſt wollte ſeine Stirn mit dem Diadem der Kaiſer ſchmücken. Die Verſchwörung ſollte eben ausbrechen, als Ire⸗ ne Nachricht von derſelben bekam. Sogleich verſammelte ſie den Senat, hielt eine Rede mit der ihr eigenen Annehmlichkeit, und ent⸗ ſetzte ihren Liebling aller ſeiner Aemter und Würden. Bald darauf endete er ſein Leben ſchnell in einem Verwahrungswinkel. Kaum vernahm man, er ſey todt, als auch die Nach⸗ richt ankam, daß die Legionen in Kappado⸗ zien ſich für ihn erklärt hatten, um ihn zum Kaiſer auszurufen. Aetius, der neue Mi⸗ niſter der Kaiſerin, verzieh den Legionen in ihrem Namen zwar, ließ aber ihre Anführer hinrichten. Ueberall mußte Blut fließen, um die Wunden des ſchwachen Reichs mit ſo un⸗ gewiſſen Heilmitteln zu verbinden. Die Ge⸗ ſchichte der Byzantiniſchen Monarchen und

Tyrannen iſt ein ewig denkwürdiger Commentar zu des Dichters eben ſo wahrem als kraftvollem Ausſpruch:

Wer blutig herrſcht, geht blutig unter.

Aetius ſelbſt aber war ſeiner Herrin nicht getreuer, als ſein Vorgänger. Er ſuchte die Legionen zu gewinnen, und wollte ſeinen Bruder, von dem die Geſchichte weiter nichts weiß, als daß er Leo hieß, auf den Thron ſetzen, um in ſeinem Namen zu regieren.

Irene aber fühlte es ſelbſt, daß ſie nicht lange mehr die Krone auf ihrem Haupte werde zu ſichern vermögen, denn mit allen ihren Schätzen konnte ſie die Byzantiner nicht wieder gewinnen, die, ohne zu wiſſen wie, von Aetius Freunden unters Joch gebracht worden waren. Sie ſuchte alſo auf eine andere Art ſich zu ſichern, und wenigſtens nicht ihren Feinden den Triumph zu gönnen, ihr ein eben ſo argliſtiges Spiel, wie das ihrige war, abzugewinnen.

Ueberall ſiegreich hatte Karl der Große eben ſeine zweite Gemalin Luitgart verloren, und zu Rom den Titel eines Kaiſers vom Occident angenommen. Er herrſchte und

wurde gefürchtet. Dieſem Manne beſchloß Irene ihre Hand anzubieten. Sie ſendete Abgeſandte nach Rom, dem Kaiſer Glück zu wünſchen, die Friedensverträge zu erneuern und unter der Hand ihm begreiflich zu machen, welch ein Glück ihn erwarte, um das ihrige, wo nicht zu gründen, doch zu befeſtigen.

Der glückliche Eroberer hatte zu viel Blut vergoſſen, ſein Reich zu gründen, und ohne Schwertſchlag war noch ein neues zu erhalten. Er hörte gefällig an, was ihm vorgetragen wurde, und gab die Verſicherung, er fühle muthig ſich genug, Irenens Ruhm von neuem zu verherrlichen und ihre Staaten glücklich zu machen; das heißt, auf eben die Art, wie es die waren, die er ſich mit dem Schwerte unterworfen hatte. So ſendete er, ohne vor den Laſtern ſeiner Braut zurückzubeben, Abgeſandte an die ruhmbegierige Herrſcherin, die derſelben ſeine Hand und mit derſelben die Vereinigung beider Reiche antragen mußten.

Aetius, der erfuhr, was vorging, wendete alles an, die ihm ſo gefährliche Verbindung zu verhindern.

„Wie?— ſprach er zu den Byzantinern; — dahin ſollte es mit euch kommen? Durch die Ränke eines Weibes ſollte euer Reich die Provinz eines Eroberers werden, deſſen Herrſucht keine Grenzen kennt? Die ganze Welt will er beherrſchen, und welch ein kleiner Punkt werdet ihr ihm dann ſeyn in dieſer beherrſchten Welt! Hier, in der alten Kaiſerſtadt, werden ſeine Satrapen thronen, und euer glänzender Hof wird verſchwinden. Euer Adler wird den Galliern zufliegen, und mit ſich nehmen wird ſein Flug euern Handel, euere Schätze und den Reichthum eueres Bodens. Das habt ihr davon, einer Frau gehorchen zu wollen, die euch verrathen und verſchenken will.“

Dieſe Vorſtellungen machten auf den Senat und das Volk tiefen Eindruck, aber Aetius Gegner ſprachen:

„Selbſt will er regieren, dieſer ſtolze Hämmling. Iſt es ehrenvoller, einem Verſchnittenen, oder einer Frau zu gehorchen?“

Bald entſtanden Partheien in Konſtantinopel. Man wollte ſich nicht dem Welteroberer, aber auch nicht einem Verſchnittenen un-

terwerfen. Indem Irene ihren Thron beſeſtigen wollte, hatte ſie ihn ſelbſt erſchüttert. Sie ſah von allen ihren ehemaligen Anhängern ſich verlaſſen, und ſchrecklich ſah ſie ſich mit ihrem erwachten Gewiſſen allein. Sie ſah zu ſpät, daß man nie glücklich iſt, wenn man ſucht, durch Laſter es zu ſeyn. Ein heftiger Gram warf ſie aufs Krankenlager. Mit den Geſandten ihres erſehnten Bräutigams berathſchlagte ſie ſich noch über die Mittel, ihre Herrſchaft zu ſichern, als die Empörung gegen ſie losbrach, an deren Spitze ihr Reichskanzler Nicephorus ſtand, ohne eigentlich ſelbſt recht zu wiſſen, wie er dazu gekommen war. Seiner Anſpruchloſigkeit allein ſchien er es zu verdanken zu haben, daß man ihm lieber, als dem ſtolzen Verſchnittenen, die Krone gönnen wollte.

An der Verſchwörung ſelbſt nahmen beinahe alle die Großen des Reichs Antheil, und an einem beſtimmten Tage bemächtigte man ſich der Thore des eleutheriſchen Pallaſtes, welchen die Kaiſerin bewohnte, und nahm ſie gefangen.

Den folgenden Tag zeigte Nicephorus ſich dem Volke, ließ ſich zum Kaiſer ausrufen (801), begab ſich in die Sophien = Kirche und empfing aus den Händen des Patriachen die Krone. Freudentrunken rief das Volk: Es lebe der Kaiſer!

Dieſer ging den Tag nach ſeiner Krönung zu der Kaiſerin, ſprach mit Ehrerbietung zu ihr, verſicherte ſie ſeiner Theilnahme und ſagte wiederholt: er habe nur dem Willen des Volks nachgegeben, und ſelbſt nie daran gedacht, ſich Kaiſer zu nennen. Sie antwortete:

„Nicephorus, du kennſt mich, ſo wie das ganze Reich mich gekannt hat. Ich wollte regieren, und um meinen Zweck zu erreichen, waren alle Mittel mir gleich. Dieſem mußte ich alles und alle aufopfern, ſelbſt meinen Sohn. Wer mir ſchaden konnte, wurde entfernt. Du allein entgingſt meiner Aufmerkſamkeit und meiner Rache, um das Werkzeug meiner Beſtrafung zu werden. Fürchte auch du die Strafe des Himmels, wenn du deine Gewalt mißbrauchſt.“

Der neue Kaiſer dankte für die ihm gegebene, gutgemeinte Lehre, und fragte nach ihren verborgenen Schätzen, indem er ihr zugleich zu verſtehen gab, daß von deren Auslieferung alle Gnade abhänge, die er ihr erzeigen könne. Zugleich verſprach er ihr, ihr den Aufenthalt in dem eleutheriſchen Pallaſte zu vergönnen, wo ſie mit kaiſerlichem Anſtand ihr Leben beſchließen könne. Doch drang er wiederholt auf die Auslieferung der Schätze. Sie fragte:

„Und wozu? Was werden dir die Schätze nützen? Meinſt du Herzen damit zu gewinnen? Siehſt du nicht, wie es mir gelungen iſt? Erkaufte Seelen ſind ſtets undankbar.“

Der Kaiſer gab nicht nach. Sie ſah ſich gezwungen, ihm, was er verlangte, auszuliefern; doch ließ ſie vorher ihn aufs Kreuz ſchwören, daß er ihr ihre Freiheit wiedergeben und ſtets als Kaiſerin ſie behandeln wolle.

Er ſchwur, empfing die Schätze und verwies die Kaiſerin in ein Kloſter, welches ſie ſelbſt auf einer Inſel nahe bei Konſtantinopel erbaut hatte, ohne zu ahnen, daß es einſt der Ort ihres Aufenthaltes werden würde.

Mit prächtigen Geſchenken ſendete Nicephorus die Geſandten Karls zurück, und ein dauerhafter Friede wurde zwiſchen Beiden geſtiftet.

Kaum hatte der neue Herrſcher den Thron beſtiegen, als er ſich ſeinen Unterthanen in ſeiner wahren Geſtalt zeigte. Sein unerſättlicher Geitz plagte das Volk mit neuen Auflagen, und kein Bürger war ſicher, wenn er Vermögen hatte. Er ſchonte ſelbſt weder das Leben noch die Güter ſeiner Freunde, denen er ſein Glück verdankte. Mit Entſetzen ſahen die Byzantiner, daß ihr neuer Beherrſcher alle Laſter ihrer entthronten Beherrſcherin und keine ihrer Tugenden hatte. Da wünſchten ſie ſich das alte Laſter zurück.

Dies erfuhr der Kaiſer. Er beſuchte die entthronte Kaiſerin fleißig, und ließ ſie endlich ganz unvermuthet, der damaligen rauhen Jahreszeit und ihrer körperlichen Schwachheit ungeachtet, auf ein Schiff bringen und auf die Inſel Lesbos führen. Hier wurde ſie in Mitylene eingeſperrt und ſo genau bewacht, daß ſie nur ihre Wächter zu ſehen bekam. Dort ſtarb

ſie endlich, als ſie kaum ihr ein und funfzigſtes Lebensjahr erreicht hatte.

Nach ihrem Tode war das Reich nicht glücklicher, als bei ihrem Leben. Ihre Nachfolger waren weniger klug, als ſie, aber eben ſo laſterhaft. Aus dem Abgrunde ſtiegen dieſe Menſchenregierer auf, in den Abgrund mußten ſie wieder zurück, wie ſo wahr der Dichter ſagt:

Denn was dem Abgrund kühn entſtiegen,
kann durch ein ehernes Geſchick
den halben Weltkreis überſiegen,
zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
vergebens wird er widerſtehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
ſie müſſen mit zu Grunde gehn.

Philippa Catana.

„Als ich in meiner Jugend mich am Hofe des Königs Robert von Sizilien befand, erzählt der treffliche Boccaccio *), habe ich von vielen angeſehenen und wahrheitsliebenden Herren und edlen Männern erzählen hören die Geſchichte der Philippa Catana, die ich den Leſern wieder erzählen will.

Als Roger, der Herzog von Kalabria, auf Befehl ſeines Vaters, Königs Karl II., ausgezogen war gegen Friedrich, der die

---

*) In ſeinem Werke: De casibus Virorum illustrium. Dieſe Erzählung hat Matthieu mit mancherlei Einſchiebſeln und Erweiterungen (Rouen, 1627) nacherzählt, woher ſie in die Histoire des illustres Favoris (Leide, 1659) gekommen iſt. — Ich habe mich an die Urſchrift des Boccaccio gehalten, und habe es verſucht, dieſelbe, ſo viel wie möglich, im Tone und der Manier des Originals meinen Leſern zu geben.

Inſel Sizilien genommen hatte, mit großem Kriegsvolk, und eben im Feldlager zu Trepano lag *), gebar ihm daſelbſt ſeine Gemalin **Violanta** einen Sohn.

Da man nun eine Säugamme ſuchte für das Kind, fand man eine Wäſcherin, ein ſchönes Weib, eines zierlichen, geraden Leibes, doch arm, die Frau eines Fiſchers, **Philippa Catana**. Dieſe wußte dergeſtalt die Gunſt der Herzogin zu gewinnen, daß ſie dieſelbe bei ſich behielt an ihrem Hofe, als auch das Kind geſtorben war, unter ihren Frauenzimmern.

Desgleichen war am Hofe ein Mohr, **Raimond Campanis** genannt, den König Karl von den Meerräubern erkauft, aus der Taufe gehoben, und ihm ſeinen Namen gegeben hatte, und der war Küchenmeiſter, welchem Amte er gar wohl vorſtand. Er wurde aber dabei reich, hielt ſeine eigenen Diener, kaufte Pferde und ſchönes Hausgeräth; war wohlgeehrt und hatte die Gunſt ſeines Königs. Dieſer nahm ihn aus der Küche, ſetzte ihn zum

*) Im J. 1299.

Aufſeher über ſeine Kleiderkammern, und machte ihn zu ſeinem Kämmerling.

Indeſſen war Philippa Wittwe geworden. Da dachte die Herzogin, der Kämmerer wär wohl ein guter zweiter Mann für deine Kammerfrau. Das wurde nun an ihn gebracht, nach ihrem Sinne, und er war es zufrieden, begehrte doch zuvor mit ſtolzem Muthe die Ritterſchaft. Dieſe erhielt er und ehelichte die ihm vorgeſchlagene Braut. Da gab es unter den Hofleuten gar großen Spott, und ſprachen dieſelben: Sehet da den ſchwarzen Meerritter und die Wäſcherin. Ein ſchönes Paar! Ein anderer ſagte: Wie ſehr ſie auch waſchen wird, wird ſie ihn, als die geſchickteſte Wäſcherin, doch nicht weiß bringen; und was nun ſo damals geſprochen wurde. So kam Philippa zu Ehren, zu ihrem Adel und allen ihren Widerwärtigkeiten.

Das habe ich, wie geſagt, alles von ſehr glaubwürdigen Männern; Nun aber will ich erzählen, was ich ſelbſt geſehen habe *).

---

*) „Sed quae fere viderim ipse, jam referam.“ Es war in den Zeiten der Freiheitsverwirrun-

Raimond hielt ſich in ſeiner Ritterſchaft gar löblich und wohl, in aller Gebür, und vollzog alle Befehle gar fleißig. Dabei nahm er gewaltig zu an Vermögen und Gut. So that auch Philippa, ſein Weib, in ihrer Art und Weiſe.

Als nun Violanta todt war, trat ſie in die Dienſte der Donna Sancia, der Gemalin des Königs Robert, und verrichtete allerlei Waſchungen, worinne ſie Meiſterin war, mit allem Fleiß, und war in allen Dingen dienſtfertig, ſo wie's den Weibern wohlgefällt. Sie war nun gewohnt worden, wie an den Höfen man ſich hält, war wohlerfahren in dem allen, hatte Jahre erreicht und ihre drei Söhne wohl erzogen. Deshalb erwählte ſie die Königin zur Hofmeiſterin ihrer Tochter Johanna, und ihr Mann ward über den ganzen Hof als königlicher Oberhofmeiſter geſetzt.

---

gen Boccaccio aus Florenz geflohen, und hielt ſich damals zu Neapel am Hofe des Königs Robert auf, in deſſen natürliche Tochter er ſich verliebt hatte.

Das wollte keinem gefallen. Ein ſo niedrig geborner Menſch trug im Vorgang vor allen edlen Rittern dem König das Schwert vor, vertrat im Gericht den König ſelbſt und ſprach Recht. So will es das Glück. Wem es wohl will, den erhebt es kräftig und günſtig, und macht ihn reich und gewaltig, wie und in welchem Stande er auch geboren ſey.

So lebten beide Eheleute, vom Glück erhoben, mit ihren Kindern, hatten in aller Herrlichkeit ihre Güter, Schlöſſer, Roſſe, viele Diener, ſchöne Kleider und was ſie begehrten.

Als aber Raimond ſtarb und zwei ſeiner Söhne nach ihm, maßte der dritte, Robert genannt, ſeines Vaters Amts ſich an, zum Aerger und Verdruß des Hofes und der Ritterſchaft.

Indeſſen aber wurde die Prinzeſſin Johanna an den Sohn des Königs von Ungarn, Andreas, vermält, welches aber eine gar ſchlimme Ehe wurde. Und da König Robert ſtarb *) und ſeine Gemalin in ein Kloſter

*) Im J. 1343.

ging, wurde die Sache immer ſchlimmer. Philippa beherrſchte die Prinzeſſin gar ſehr, welche, da ſie nun Königin geworden war, ihren Sohn Robert, zu des Adels großem Verdruß, zum Marſchall des ganzen Königreichs Sizilien ernannte. Philippa aber wurde männiglich als Königin geachtet und geehrt, ob ſie gleich nicht dieſen Namen führte.

Aber das Glück iſt unbeſtändig und tückiſch und ſchonte weder ihres Alters noch ihrer Perſon. Denn alles dasjenige, ſo dieſer ſtolzen alten Frau eine Zeitlang verbehalten war, wurde ihr jetzo ſchnell, in einem Augenblicke, mit ſchrecklicher Gewalt geraubt, daß all ihre vorige Zier ihr mehr zur Schande und Schmach als zur Ehre gerechnet wurde.

Denn als König Ludwig in Ungarn vernahm, wie ſein Bruder ſo gar ſchmählich gehalten und verhöhnet wurde von ſeiner Gemalin und ihrem Hofe, wendete er ſich an den Papſt Klemens, und brachte es dahin, daß Andreas zum König von Sizilien gekrönt werden ſollte.

Da verſchwuren ſich die Freunde ſeiner Gemalin gegen den armen König, riſſen ihn des Nachts aus ſeinem Bette und erwürgten ihn *) zu Atella.

Als dieſe ſchändliche That bekannt wurde, lief das Volk zuſammen und ſchrie: Rache! Rache! — Es galt das Leben vieler Menſchen, und Philippa und ihr Sohn wurden auf die Folter geſpannt und fragte ſie hart des Mordes wegen. Man weiß nicht, was ſie bekannt haben, doch hat man ſoviel erfahren, daß ſie ſchuldig waren an dem Tode des armen jungen Königs **). Und ſo wurden ſie bald darauf nackend auf einen Wagen geſetzt, gebunden mit Ketten an Pfähle, und ſo durch die ganze Stadt geführt, indem ſie mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Das war ein jämmerliches Schauſpiel. — Philippa gab ihren Geiſt unter den Händen des Henkers auf, Herz und Leber wur-

*) Er wurde erdroſſelt 1345.

**) Die Königin redete ſich frei. Die Geſchichte aber ſpricht hart gegen ſie. Collenucci Historia Neapolitana. Basil. 1572.

den ihr aus dem Leibe geriſſen und der Körper wurde verbrannt, ihr Sohn mit ihr.

Das war das ſchreckliche Ende der ſo hochgehobenen Philippa. Darum es ihr beſſer geweſen wär, das Glück hätte ſie in ihrem Stande gelaſſen, wo ſie vielleicht ehrlich als Wäſcherin geſtorben wär. Es trachte kein Menſch nach Dingen, die ihm nicht gehören, und bleibe, wohin er gehört.“

Louiſe von Degenfeld.

Louiſe war die Tochter eines Schwäbiſchen Freiherrn Martin von Degenfeld, der im dreißigjährigen Kriege zuerſt unter Oeſterreichiſchen Fahnen focht, nach Wallenſteins Fall ſich aber genöthigt ſah, in Schwediſche Dienſte zu gehen, und nach der verlornen, unglücklichen Nördlinger Schlacht *) nach Strasburg zog. Hier wurde dieſe Tochter den 28. Nov. ihm geboren. Er lebte hierauf zu Paris, wo Louiſe ihre erſte Erziehung bis in das Jahr 1642 bekam, und dann zu Genf, bis er in Dienſte der Republik Venedig trat. Während er ſieben Jahre in Dalmatien und Albanien focht, lebte ſeine Familie in Padua.

In dieſem damals ſogenannten neuen Athen erhielt Louiſe ihre Bildung, und

*) Im Auguſt 1634.

wurde der italieniſchen Sprache mächtig. Das Klima hatte Einfluß auf ihre Sitten, und ihre Empfindungen entfalteten ſich unter dem Einfluſſe auſoniſcher Luft.

Nach dem allgemeinen Frieden ging ihr Vater auf ſeine Güter nach Schwaben zurück, und im ſechszehnten Jahre ihres Alters *) wurde Louiſe Kammerfräulein bei der Gemalin des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz.

Dieſe Prinzeſſin, Charlotte, eine geborne Landgräfin von Heſſen-Kaſſel **), hatte die Natur mit einer ſo ſtarken Portion von eigenſinnigen Launen begabt, daß es kaum möglich war, ihr noch etwas zuzulegen. Die Mutter ſelbſt äußerte, als der Kurfürſt um ihre Hand warb, ſie zweifle, ob er mit ihrer Tochter glücklich ſeyn werde. Er aber ſchmei-

---

*) Im J. 1650.

**) Sie war geboren den 20. Nov. 1627. Ihre Mutter war Amalie Eliſabeth, jene hochherzige und vortreffliche Fürſtin, deren Leben eine Kette von großen und edlen Handlungen war. Die Leſer des Pantheons kennen dieſe Fürſtin aus dem 4. Bde. S. 165.

chelte ſich, ihre Liebe zu gewinnen, und wagte, was ſo viele ſchon mit gleichen Hoffnungen, aber ſehr ungleichem Erfolge gewagt haben. Daß er ſich getäuſcht hatte, lehrte der Erfolg. Seine Gemalin ergab ſich ihrem Eigenſinne und ihren üblen Launen ſo ſehr, daß davon allgemein geſprochen wurde. Ja, als ſie ſtarb, ſagte ihre Schwägerin, da man ſie in den Sarg zu legen Anſtalten machte: „Das wird wohl das einzigemal ſeyn, wo man ſie ankleiden wird, ohne daß ſie zankt oder um ſich ſchlägt.“ — Selbſt ihr Teſtament enthielt, z. B. ſtatt Legaten, Unwillen, welchen ſie einigen von ihrer Dienerſchaft vermachte, mit dem Befehl, nach ihrem Tode darüber zu weinen. — Es iſt zu zweifeln, daß dieſelben dieſem Befehle nachgekommen ſeyn werden, ſo ernſtlich er auch gegeben wurde. Herrſüchtige Naturen glauben auch noch herrſchend über das Grab hinaus wirken zu können, ſo eingewurzelt iſt bei ihnen der Gedanke und die Ueberzeugung, daß das ſo ſeyn müſſe. Arme Sterbliche! Ueber euer Grab kann ſich von euch nichts erheben, als euere Tugend.

Geſchwiſtern entdeckte ſie in Briefen, was ſie zu dulden und zu leiden hatte; denn ihre Eltern waren indeſſen geſtorben, und ſah ſich endlich genöthiget, ihren Abſchied zu fordern. Sie erhielt ihn nicht. Sie wiederholte mehr als einmal die Bitte um ihre Entlaſſung; die Kurfürſtin hatte ſie nun einmal zur geliebten Zielſcheibe ihrer Launen erwählt, und mochte und wollte dieſelbe nicht verlieren. Launen erzeugen Eigenſinn, und dieſer gebiert Unglück. Hätte die Fürſtin das Fräulein entlaſſen, es wäre vielleicht nicht geſchehen, was geſchah. Die Menſchen wiſſen ſich nie in ſich ſelbſt zu finden, und ſelten verſtehen ſie die Winke des Schickſals.

Es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß Louiſe, entweder ſelbſt oder durch andere, den Kurfürſten aufmerkſam machte auf das, was ihr geſchah. Vielleicht ſah er es auch ſelbſt. Dazu kam noch, daß Louiſe mehr als einmal Zeugin verdrüßlicher Eheſtandsſzenen ſeyn mußte, oft auch zur Friedensſtiſterin gebraucht wurde. Dies alles führte unmerklich eine Annäherung herbei, welche eben ſo ungeſucht kam, als ſie ganz natürlich kommen mußte.

Das Fräulein mußte leiden; der Kurfürſt litt auch; beide geſtanden es ſich vielleicht, in Blicken, mit Worten, Seufzern, und die Sympathie trat in ihre Rechte ein. Vertrauen ſchenkt mittheilendes Gegenvertrauen; dieſes erregt die Empfindungen zur Theilnahme, dieſe weckt Freundſchaft, und Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib gebiert Liebe, man ſtelle ſich dabei auch an, wie man wolle. Es giebt wohl nur Wenige, welche dieſe Erfahrungen nicht gemacht haben.

Es war alſo ein gemeinſchaftliches Leid zu ertragen, und es wurde ertragen.

Einſt aber, zu Anfang des Jahrs 1657, kam es zu einer ſo heftigen Unfreundlichkeit der Fürſtin gegen ihr Kammerfräulein, daß Louiſe durchaus auf ihre Entlaſſung beſtand. Sie hatte ihrer jüngern Schweſter, an einen Hrn. von Liebenſtein verheirathet, geſchrieben, und dieſe kam, ſie abzuholen. — Damals war die Dulderin 22, der Kurfürſt 40, die Kurfürſtin 30 Jahr alt. Jugendliche Uebereilungen konnten nicht Statt finden, Ueberraſchung konnte nicht ins Spiel kommen, die Ueberlegung trat allzuſichtbar auf. Zeit war nicht mehr zu ver-

lieren, der Kurfürſt mußte ſich entſchließen, mit ſeiner Gemalin ſelbſt über ihr Benehmen gegen das Fräulein zu ſprechen. Er ging zu ihr und bat ſie, Louiſen entweder zu entlaſſen, oder dieſelbe (nach damaligem Ausdruck) chriſtfürſtlicher zu behandeln. — Daß es dazu kommen würde, wozu es wirklich kam, war vielleicht vorausſehend berechnet. Das Ungewitter brach ſo ungeſtüm über den Vorbitter aus, daß der Lärm durch die Thür bis ins Vorzimmer drang, in welchem ſich (wenn nicht auch berechnet) zum Unglück bereits der ganze Hof verſammelt hatte. Man denke ſich die Geſichter!

Als der Kurfürſt das Zimmer ſeiner ſo hoch entrüſteten Gemalin verließ, erblickte er unter den Zuhörern des über ihn ergoſſenen Strafſtroms auch Louiſen, nahte ſich ihr und ſprach ganz laut:

„Die Krankheit ſcheint unheilbar zu ſeyn. Es werden ſich aber andere Mittel finden. Habt Geduld, und verlaßt Euch auf meine fürſtliche Protektion.“

Schwerlich wird es zu wagen ſeyn, zu glauben, daß das nicht alles vorher von dem

Kurfürſten überlegt und berechnet worden war. Darum mußte es im Gemach laut werden, damit es im Vorzimmer auch, wiewohl auf gefälligere Art, auch laut werden konnte. Die öffentliche Schutzerklärung ſollte Louiſen öffentliche Beruhigung geben, der die geheime dann nachfolgen mußte; denn eine freiwillige Ergebung ſchien er, vielleicht durch Erfahrungen belehrt, nicht ſo ganz gewiß zu hoffen zu haben.

Jedoch die ergriffenen Mittel ſchienen nicht ſogleich wirken zu wollen. Louiſe empfand ſchmerzhaft, wie ſehr durch dieſe Szene ihr guter Name gekränkt worden war, und ſuchte alles wieder in das gehörige Gleis zu bringen. Selbſt die Höflinge mußten ihre Zurückhaltung für ungeheuchelt erkennen, und ihre Entfernung ſuchte ſie mit Anſtand zu bewirken. Sie ließ es den Kurfürſten fühlen, daß es auch fürſtliche Beleidigungen gebe, die man allenfalls unverzeihlich finden könne. Einen gleich edlen Stolz zeigte ihre Schweſter.

Der Kurfürſt konnte nicht ſtehen bleiben, wohin er ſich, obgleich mit Ueberlegung, ſelbſt geſtellt hatte. Er mußte weiter gehen. Des-

halb griff er, wie er in wichtigen Fällen zu thun pflegte, weil er derſelben mächtig zu ſeyn glaubte, zur Feder*), und ſchrieb einen ſehr langen Brief (denn zuweilen und in eigenen Angelegenheiten konnte er nicht umſtändlich und weitläufig genug ſeyn) an die beleidigte Schöne. In demſelben ſagte er wahr-

*) In einem Halbromane hat man die lateiniſchen Briefe, welche Aeneas Sylvius ſeine verliebte Lukretia und ihren liebhabenden Euriales an einander ſchreiben läßt, aufgenommen, und läßt den Kurfürſten und Louiſen in lateiniſcher Sprache mit einander korreſpondiren. Der Verfaſſer des Büchleins: La Vie et les Amours de Charles Louis, Elect. Palatin. Cologne 1692, überſetzte dieſelben ganz auf eigene Art ins Franzöſiſche. In dem ganzen Romane iſt nicht viel Wahres. Des Fräulein Geſchlechtsnamen ſchreibt der Verfaſſer beſtändig d'Eguenfeld, und nennt ſie durchgängig ganz falſch Marie Suſanne. Hofmannswaldau läßt in ſeinen Heldenbriefen Louiſen auch mit ihrem Liebhaber korreſpondiren, und ſie unter andern ihm ſchreiben:

Nur vom Altare gehn die Staffeln in mein Bette,
Und durch die Kirche kommt man in mein Schlafgemach.

haſt demüthig: „Er bitte die ihr zugefügte Beleidigung ihr ab. Es ſey eine Unbeſonnenheit geweſen, welche er damit zu rechtfertigen ſucht, daß er vergiebt, er habe geglaubt, ſie leide um ſeinetwillen. Sich deshalb zu entſchuldigen, habe er ihr ſchon einen Brief in die Hand gedrückt, den ſie aber gefliſſentlich habe zur Erde fallen laſſen. Er ſchreibe ihr alſo zum zweitenmal, bekenne, daß er gefehlt habe, wünſche, daß ſie ſelbſt ein Mittel angebe, wie er alles wieder gut machen könne, und bitte, ihm dieſes zu eröffnen. Er erbiete ſeine Perſon zum Opfer ihrer Genugthuung. Sie möge bedenken, wie viel er bei dem leidigen Auftritte habe über ſich ergehen laſſen müſſen. Wolle ſie ſich aber auf eine andere Art rächen (etwa entfliehen), ſo bitte er ſie zu bedenken, welch ein Aufſehen dieſer Schritt erregen müſſe, und zu bemerken, daß bei ſolchen Gelegenheiten ein Mädchen in den Augen der Welt am meiſten zu verlieren wage, wenigſtens dabei nichts gewinnen könne u. dergl. m." — So herablaſſend die Epiſtel zu ſeyn ſcheint, ſo

gebieteriſch iſt ſie zugleich, alle Warnungen ſehen Drohungen gleich, und konnten mehr in Verlegenheit ſetzen, als beruhigen.

Warum Louiſe, nach dem allen was vorgegangen war, noch blieb? — Wer wagt dies zu beantworten, ohne geſtehen zu müſſen, daß des Kurfürſten Winke ihr doch bedeutend genug wurden, um zu glauben, es ſey recht gut möglich zu bleiben?

Indeſſen erklärte der Kurfürſt ſeinen Vertrauten: er lebe ſchon lange mit ſeiner Gemalin in großer Unzufriedenheit, und glaube hinreichende Gründe zu haben, ſich von ihr ſcheiden laſſen zu können. Er habe Louiſen, bei welcher er alle Tugenden und Eigenſchaften einer vergnügten Ehe zu finden hoffe, ſein Herz und ſeine Hand angeboten." Seine Räthe, welche keinen andern Rath als den, welchen er haben wollte, geben durften, wurden zu Rathe gezogen, und einige Schriftſteller mußten die Federn ſpitzen, über das Erlaubliche ſeines Wunſches zu ſchreiben, was der Kurfürſt geſchrieben haben wollte. Es wurden von Univerſitäten Reſponſa eingeholt. Sie fielen aus, wie man ſie wünſchte.

Alles dies konnte Louiſen nicht verborgen bleiben, — und ſie blieb; das Hofgeheimniß blieb kein Geheimniß mehr, und die überraſchte Geliebte, die, wie es ſchien, ſich eben auf dieſe Art überraſchen laſſen wollte, fragte ihre Anverwandten: was ſie thun ſolle? — Was geſchah, geſchah zu Heidelberg auf dem Schloſſe unter den Augen der Kurfürſtin, und ſie wußte nichts davon.

Endlich kam ſie, von ungefähr oder abſichtlich, in das Zimmer der Degenfeld, und erblickte in demſelben ein frei daſtehendes, offenbar ganz abſichtlich dahin geſetztes, verſiegeltes Käſtchen. Ohne zu zaudern, erbrach ſie daſſelbe und fand darin drei Ringe, zwei Haarnadeln von Diamanten und einen förmlichen Verlobungsbrief ihres Gemals mit Louiſen, welchen ſie als ihren Scheidebrief anſehen konnte. Mit zitternden Händen entfaltete ſie das Papier, und las:

Ich, Karl Ludwig, Pfalzgraf, Kurfürſt, gelobe und verſpreche kraft dieſes, die Frelin Louiſe von Degenfeld, ſo lange Dieſelbe oder Ich lebe, beſtändig und getreulich, und über alles zu lie-

ben, zu ehren und zu halten, wie ein Mann ſeiner Frau zu thun ſchuldig. Deſſen zu Urkund habe ich dieſes, wiſſentlich und mit gutem Bedacht, mit eigener Hand geſchrieben und unterſchrieben, und mit meinem gewöhnlichen Petſchaft geſiegelt.

Karl Ludwig.

Höchſt wahrſcheinlich ließ der Kurfürſt, dem die Zeit der Entwickelung zu lang wurde, dieſen Zankapfel ſelbſt an Ort und Stelle bringen, und ſeiner Gemalin einen gutgemeinten Wink davon geben. So geſchah, was geſchehen ſollte.

Die Kurfürſtin war außer ſich und ſchrie laut auf. Sogleich trat der Kurfürſt, welcher ſich in der Nähe befunden haben mußte, herbei, entriß ſeiner Gemalin ihre Beute, und händigte dieſelbe Louiſen ein. Dieſe bat um ihre Entlaſſung, und der Kurfürſt gab Befehl, ſie ſogleich auf das Luſtſchloß nach Schwetzingen abzuführen.

Dies erfuhr ihr älteſter Bruder, Ferdinand, ſchrieb an den Kurfürſten, forderte ſeine Schweſter zurück, und drohte ſeine Zu-

flucht zur Publizität zu nehmen. Der Kurfürſt ließ ſich herab, ihm was er nur wußte Schönes zu ſchreiben, und bat ihn, ſeine Schweſter nicht in dem ſie erwartenden Glücke zu ſtören. Jener drohte fort, und der Kurfürſt ließ Louiſen über den Rhein nach Frankenthal bringen. Niemand durfte zu ihr, als ihre Schweſter, die jetzt verwittwete von Liebenſtein, welche, mit dem Kurfürſten einverſtanden, es übernahm, ihren Bruder zu belehren und zu bekehren, und zwar mit ſo gelehrten Gründen, daß dieſelben ſchwerlich aus ihrer eigenen Feder gefloſſen waren. Der arme Bruder war blind, mußte alle Briefe ſich vorleſen laſſen, und wurde nun auch ſtumm.

Der Kurfürſt unterhielt ſich ſchriftlich mit ſeiner Geliebten, und meldete ihr u. a. auch:

„Meiner Gemalin hat es gefallen wollen, einen Fußfall vor mir zu thun, „ich aber ließ ihr ſagen: Jetzt ſey es „zu ſpät. Das ſieht meine Louiſe „ſelbſt ein. Zurückgehen kann ich nicht. „Als Chriſt vergebe ich ihr, ſonſt aber „begehre ich nicht mit ihr zu leben.

„Ich werde auf Rechnung der „chriſtlichen Liebe meine Andacht „verrichten (d. i. zum heiligen Abend„mahl gehen), die eheliche Liebe „aber ganz ausgeſchloſſen.“

Noch immer aber hegte Louiſe Bedenklichkeiten, und um auch dieſe zu heben, bequemte der Kurfürſt ſich endlich dazu; dieſelben durch den Kirchengebrauch zu heben. Er wiederholte nämlich mündlich vor ihrem lutheriſchen Beichtvater die Urſachen und Gründe ſeiner ſelbſt unternommenen Eheſcheidung und ſeinen Entſchluß, ſich ehelich auf immer mit Fräulein von Degenfeld zu verbinden. Auf dieſe Erklärung ertheilte der würdige Beichtvater ſeinem Beichtkinde die Abſolution, reichte ihr das Abendmahl, und die nun ganz beruhigte Louiſe gab unter den Segnungen ihres Seelſorgers, jetzt nichts mehr befürchtend und gleichſam geſtärkt, dem Kurfürſten ihre Hand *).

*) Den 6. Januar 1658.

Der Liebhaber war am Ziele ſeiner Wünſche, Louiſens Bedenklichkeiten waren beſeitiget und allen war geholfen. Aber Mühe hatte es gekoſtet.

Louiſe erhielt nun zu Schwetzingen einen eigenen Hofſtaat, und wurde daſelbſt den 15. Octob. von ihrem erſten Sohne entbunden, welchen der Kurprinz aus der Taufe hob, und ihm ſeinen Namen Karl Ludwig beilegte.

Der Kurfürſt beſtätigte von neuem die bereits im vorigen Jahre ausgeſtellte Eheſcheidungsurkunde, aber die Kurfürſtin blieb in Heidelberg, nicht ohne Verlegenheit ihres Gemals. Daher, als er nach Frankfurt zur Kaiſerwahl reiſen mußte, gab er dem Burgvoigt, dem Forſtmeiſter Obernheimer, zu Schwetzingen gemeſſene Befehle, verproviantirte das Schloß und legte Beſatzung in daſſelbe, ihm das ſo mühſam eroberte Vließ zu bewachen und zu bewahren und den Abgott ſeines Herzens *) gegen jede Gefahr zu ſchützen.

*) So ſchließt der zärtliche Fürſt einen ſeiner Briefe an Louiſen: „Cosi vivete sicura e felice,

Zugleich erhielt der getreue Hüter dieſes Kleinods die Weiſung, ſollte der Kurfürſt etwa unvermuthet ſterben, Louiſen ſogleich nach Heilbronn, oder wohin ſie ſelbſt verlangte, zu bringen. — Die Kurfürſtin, welche nun wohl ſah, daß ſie nichts Erfreuliches zu erwarten hatte, ging zu ihren Anverwandten nach Kaſſel, und kam, ſo lange ihr Gemal lebte, nicht wieder nach Heidelberg zurück.

Während der Kurfürſt ſich zu Frankfurt auf der Kaiſerwahl befindet, wollen wir eine von ihm entworfene Charakterſchilderung ſeiner geliebten Louiſe hören.

„Ich habe, — ſagte er — in ihren ſittſamen, ſtillen, geduldigen, von allen Affekten, Eitelkeiten und Ueppigkeiten entfernten Humor und in ihre Sitten das feſte Vertrauen geſetzt, meine Gemüthsruhe zu finden, ſo wie auch ſie in ſolcher Eingezogenheit und allein in Sachen, ſo eigentlich in ſolchen Sachen, die zum Haus- und Eheſtand gehören, ihre Glückſeligkeit ſucht. Darin beſteht die Ruhe und

---

e pensate che vi fa l'idolo del suo core e l'anima della sua contentezza."

das Vergnügen des ehelichen Lebens; das Gegentheil aber, nicht nur in Unkeuſchheit des Leibes, ſondern auch in einem ſolchen Betragen, welches zwar nicht gerade dieſen harten Namen verdient, aber doch den Weg dazu bahnen kann, und ſowohl dem Weibe als dem Mann ſchimpflich iſt *). Ich würde zu tadeln ſeyn, daß ich mir nicht zu einer zweiten Gemalin eine Perſon gleichen Standes und von mächtiger Verwandtſchaft geſucht habe, wenn ich nicht meine Zufriedenheit eher auf dieſe Weiſe zu erlangt gemeinet hätte, da meine in der Stille auferzogene Louiſe ſich leichter zu einem ſolchen mir gefälligen Leben, als eine andere, bequemen wird.“

Unſtreitig gehört es zum wichtigſten Beleg der beſcheidenen und zufriedenen Gemüthsart Louiſens und ihres anſpruchloſen Charakters, daß erſt im zehnten Jahre ihrer Verbindung an eine Standeserhöhung gedacht wurde; und das kam wohl daher, daß man

*) Seine Gemalin ſoll in Sittſamkeit bei ihrer Bekleidung gefehlt haben.

ſich fragte: Wie ſollen nun die Kinder heißen? Die Mutter wurde bisher Signora genannt.

Nach mancherlei gemachten und verworfenen, geforderten und geprüften Vorſchlägen wurde die geliebte Schöne zur Raugräfin erhoben, und ihre Kinder zu Raugrafen der Pfalz. Jedoch eine Grafſchaft ſelbſt zum Einkommen, aus Domainen etwa für die Kinder zu gründen, dazu iſt es bei der Unentſchloſſenheit und Fahrläſſigkeit des Pfalzgrafen in dergleichen Dingen nie gekommen.

Binnen zwanzig Jahren dieſer forcirten Ehe gebar Louiſe ihrem Gemal acht Söhne und vier Töchter, und wie es eben in einer Ehe und mit einer Ehegattin überhaupt ſeyn muß; es läßt ſich von beiden gar nichts erzählen, das Wenige ausgenommen, was der Kurfürſt ſich ſelbſt notirte, wie wir hören werden.

Louiſe lebte für ihren Gemal, um Kinder zu zeugen, dieſelben zu erziehen, zu pflegen und zu warten, ſich ihres Heranwachſens zu erfreuen, und ihrem Vater, wenn er ſie beſuchte, von ſeinen Regierungsgeſchäften ausruhend, mit lächelnder Miene entgegen zu

kommen. So ſelten dies alles war, ſo ziemend war es auch. — Louiſens Briefe und Tagebücher zeigen, daß es während der langen Dauer ihrer Ehe nur einzelne vorübergehende ſogenannte Schmolltage in derſelben gegeben hat. — Der Himmel kann nicht immer ohne Wolken ſeyn, und ſo auch der Ehehimmel, in welchem ſich der Herr Ehegemal recht wohl befand, ob er denſelben ſich gleich ſelbſt errichtet hatte. Es war ein Glück für ihn, bei ſeinen Begriffen von ſo etwas, auf eine ſolche Himmelsgefährtin zu ſtoßen. Anderen iſt es bei ähnlichen Veranſtaltungen nicht ſo gut gegangen. Und es wär in dieſer ſeltenen Ehe vielleicht nicht einmal zum Schmollen gekommen, wär der Kurfürſt nicht ein Mann geweſen, der alles, was außer ihm lag, nicht gewöhnlich gar zu ernſthaft nahm.

Einſt war von Trauungsceremonien die Rede, und Louiſe bemerkte, daß einige dieſelben Begräbnißfeierlichkeiten der Liebe genannt hätten. Zum Unglück erinnerte der Kurfürſt ſich, wie ſchwer ihm dieſe, nach ſeinen Grundſätzen nur für

das Volk erfundene, Formalität angekommen war. Sogleich ließ er anſpannen, und fuhr ohne Abſchied davon. Louiſe erſchrack, ſendete ihrem gebietenden Herrn ein Brieflein nach, welches eine reumüthige Abbitte enthielt, und — es wurde alles wieder gut.

Der Kurfürſt, wie er zu glauben ſchien, mit Salomoniſcher Weisheit begabt, hatte bisweilen ſolche Anwandlungen von Mißmuth, Jähzorn und Eigenſinn, daß ſeine beliebteſten Räthe und Diener ſich oft gar bitter zu beklagen hatten. So z. B. hatte er ſich einen Unterſchied der Vergebung vor dem Gebrauch des Abendmahls gar fein ausgedacht, wenn er erklärte, einigen ſeiner Diener mit, andern aber ohne Vorbehalt zu verzeihen*). Bei ſolchen Launen und Erklärungen alſo hatte Louiſe gewiß viel theuer erkauftes Eheglück, wie man leicht begreifen kann.

Im drei und vierzigſten Jahre ihres Alters ſtarb Louiſe**) unter ihren Kindern, mitten in dem morgenländiſchen Harem, in

*) Moſer patriotiſches Archiv. 4. B. S. 501.

**) Den 18. März 1677.

welchem ihr Gemal ſie hielt. Als ſie ihrem eilften Wochenbette entgegen ſah, ſchrieb ſie ihrer Schweſter *) ſehr bedeutend:

„Es iſt mir ſehr bange, ohne daß ich weiß, warum. Geht es mit meiner Entbindung glücklich, ſo habe ich Urſache, Gott zu danken, geht es anders, ſo komme ich viel Elends los. In dieſem Fall traure nicht; denn auch nur durch Vergießung einer einzigen Thräne würdeſt du an Gott dich verſündigen. Ich hebe vielmehr meine Hände auf, und ſage: Lobe den Herrn!"

Der Tod ſeiner Geliebten machte den Kurfürſten außerordentlich verlegen und wehmüthig. Aber auch ſelbſt in dieſen Augenblicken blieb er ſo eigen wie möglich. Er ſetzte ſich nieder, ergriff die Feder, und entwarf eine völlige Eheſtands-Abrechnung. Er ſtellte ſeinen Leiden und Freuden ſeine Troſtgründe entgegen, und rief aus: „Herr, laß mich nicht!"

Hier iſt das ganze Aktenſtück:

---

*) Schon im December 1670.

I.

Was mich bei der ſeligſt Verſtorbenen, meiner Herzallerliebſten, Lebzeiten getröſtet:

Ihre Schönheit, Sauberkeit, Anmuthigkeit (wenn ſie gewollt), Devotion, ehrbare Sitten, Liebe, Sorge und Mühe für ihre Kinder;

Daß ſie deren ſo viel geſunde und wohlgeſtaltete auf die Welt gebracht;

Gute Zucht, ſoviel als möglich, bei ihren Bedienten gehalten;

Große Demuth, Geduld, dabei Reſolution und Courage in den erſtern und letzteren Zeiten unſerer Bekanntſchaft;

Daß ſie ſelbſt erkannt, daß ich mein Aeußerſtes, und noch mehr als ſie werth wäre, an ihr gethan; Noch weiter, nach aller Möglichkeit habe thun wollen, auch, ſo viel möglich erwieſen;

Daß, wenn ſie mir in etwas mißfallen, ich ihr das geſagt, ſie es erkannt and bereuet, ich alles wieder vergeſſen, und meine Liebe und Vorſorge nicht von ihr abgezogen habe, zum Trotz aller ihrer und meiner Feinde;

Daß ich ihren Stand und ihr Wohlleben ſo weit gebracht;

In Summa, daß ich, was zu ihrer und ihrer Kinder Accommodation, Erhaltung Ihrer Geſundheit, auch ihrer Dienerſchaft Wohlleben gehört, nichts geſpart habe.

II.

Was mich gegrämt während ſolcher Zeit:

Daß ſie mit ihrem Zuſtand und ihrer Lebensart nicht immer zufrieden geweſen*);

Mir nicht immer gefolgt;

In den erſten Jahren ziemlich kaltſinnig ſich gegen mich bezeigt und in der Converſation zurückgehalten;

Meinem Rath nicht in Allem gefolgt, und oft ungeduldig geweſen;

In etlichen böſen Gewohnheiten **) mir mißfallen;

---

*) In einem Paradieſe lebte ſie wirklich nicht. Und die illuſtren Launen ihres Geliebten!

**) Dieſe hätte er doch nennen ſollen.

Daß ſie etlichemal unnöthigen Argwohn gehabt *).

Auch gemeinet, ihre Bedienten müßten von ihr allein dependiren;

Zuweilen etwas von mir verlangt, daß ich der Billigkeit nach nicht gekonnt; deswegen ſie ſich erzürnet und betrübt;

Item der Tod fünf mit Ihr gezeugten lieben Kinder**), und ihre eigene unterſchiedliche Melancholie***).

---

*) Je nun! — Und war das nicht auch ein Beweis von Liebe?

**) Was konnte Louiſe dazu?

***) Das war wohl kein Wunder. Eingeſperrt mit ihren Kindern, nichts erfreuliches geſehen, als ihren Sultan, weder als Gemalin des Kurfürſten gegolten, noch von ihren Freunden ſonderlich geehrt, ihre Unbedachtſamkeit ſelbſt fühlend, und gekränkt von der ſtolzen Gemalin des Kurprinzen, von welcher der Kurfürſt in einem Briefe vom 27. Jul. 1682 ſelbſt ſagte: „Ihr Humor beſteht darinne, daß ſie hoch gehet, und eben das haſſe ich in den Tod.“ Moſer Patriot. Archiv 11. B. S. 419. Man ſieht eben, daß an der ganzen Geſchichte alles ſo ſonderbar war, wie der Entrepreneur derſelben ſelbſt.

III.

Was mich nach ihrem Tode tröſtet, iſt:

Daß ich keine Müh, Wartung, Medicin und Mittel geſpart;

Daß ſie während ihrer Krankheit ihre Liebe und ihr Vertrauen auf mich geſetzet; ſonderlich als ich ſie gefragt: Ob ſie etwas auf dem Herzen hätte, ſo ſie grämte, und ob ich ihr helfen könnte? Sie geſagt: „Es gräme ſie nichts, als daß ſie mir nicht hätte genugſam gefallen können. Aber ſie habe das feſte Vertrauen, ich würde als ein treuer Vater an ihren Kindern handeln*). Und nachdem ich Sie verſichert, daß ich ſowohl jenes, als alles, womit Sie mich etwa in Lebzeiten betrübt, jederzeit wieder vergeſſen und mir aus dem Sin-

*) Und doch ſtarb er darüber, ohne nur ein Beſitzthum für ſeine Kinder gegründet zu haben. Er ſtarb den 20. Auguſt 1680 unter Gottes freiem Himmel in einem Garten zu Eddingen, zwei Stunden von Mannheim. Die Schweſtern des Erblichenen ſorgten für die Kinder, und ſein Nachfolger that endlich auch etwas für dieſelben.

ne geſchlagen, auch der Kinder als ein treuer Vater mich annehmen würde, und daß Sie oft verſpürt, daß die Commiſeration *) bei mir alle andere Empfindlichkeit übertreffe, daß Sie, ſage ich, mit dieſer meiner Gegenbezeugung und Verſicherung zufrieden ſeyn, theils mit Worten, theils mit Zeichen bis auf ihren letzten Athem, bis dahin ſie ihren Verſtand behalten, bezeugt hat;

Daß Sie ſich auch bei den geiſtlichen Mitteln ebenmäßig bis auf den letzten Athem, in allen ihren großen und langwierigen Schmerzen, ſo getroſt und andächtig bewieſen;

Auch nach ſo viel erzeugten Kindern hätte kränklich werden, kranke Kinder auf die Welt bringen, auch mehreres Unglück in dieſen böſen Zeiten an mir und ihren Kindern hätte erleben können.

---

*) Welch ein Wort! In der That ſcheint Louiſe von ihrem Geliebten, zu Befriedigung ſeiner Gier, nur wie eine Zuchtmutter betrachtet worden zu ſeyn.

IV.

Was mich bei und nach ihrem Tode grämt, und, wenn Gott, die Zeit, ihre lieben Kinder, nächſten Freunde, vernünftige Leute, meine Sorge für meinen Staat und meine Kinder mich nicht tröſtet und erhält, bis in den Tod grämen wird:

1) Die Ermangelung alles des Gedachten durch ihren Tod;

2) Daß derſelbe nicht hat noch etliche Jahre verzögert werden können;

3) Daß ich mir ihre Krankheit nicht ſo gefährlich dachte;

4) Daß ich ihr nicht genugſam zugeredet;

5) Die jüngſten Kinder noch nicht bedacht habe;

6) Daß ſie ſelbſt nicht erlebt, daß die raugräflichen Güter ihr übergeben würden;

7) Daß nicht wenigſtens eine von ihren Töchter verheirathet worden;

8) Daß ich aus Unwiſſenheit, wie viel Krankheit ſie auf ſich gehabt, mich nicht traurig genug während derſelben gegen ſie bezeugt;

9) Daß ich nicht gleich anfangs dazu gethan habe;

10) Daß ich nicht eher ihr die Luft habe verändern und Bewegung machen laſſen;

11) Daß ihre drei kleinſten Kinder nun mutterverlaſſen ſind;

12) Daß ich ſie nicht völlig habe contentiren können, auch vergeſſen habe, ſie um Verzeihung zu bitten, wenn ich ihr etwas zuwider gethan hätte;

13) Sie auch durch den Tod meine Betrübniß und das Gute, das ich an den Ihrigen thun werde, nicht percipiren kann, und nur das paſſirte hat mit ſich nehmen mögen.

Dieſes ſonderbare Dokument der kurfürſtlichen Liebe werden die Leſer ſelbſt zu würdigen wiſſen.

Die Ueberreſte der geliebten Louiſe wurden in der Friedrichsburg zu Mannheim beigeſetzt, wo der Kurfürſt eine Kirche zur gemeinſchaftlichen Verehrung aller chriſtlichen Religionspartheien erbauen und den Tempel zur heiligen Eintracht nennen wollte.

Ihr Leichenbegängniß wurde unter großer Begleitung bei Fackelſchein gehalten, und die Funeralien wurden ſehr ſchön gedruckt. Der Kurfürſt ſelbſt beſang ihren Tod, und ließ eine Münze auf ſie prägen, auf welcher ſich ihr Bildniß befindet *), in welchem nichts von ihrem bisher geſchilderten Charakter liegt.

Noch ſtehe hier das kurfürſtliche Leichengedicht:

---

*) Die Münze ſteht abgebildet in Köhlers Münzbeluſtigungen, 2. B. S. 25. Auf derſelben heißt Louiſe nicht Gattin, ſondern Geliebte (Dilecta) des Kurfürſten.

Blutſchweiß der verwundeten Herzen
Beitzen dieſen Körper ein:
Balſama unwürdig ſeyn,
Dieſe reine Haut zu ſchwärzen.

Tugendhafter Seelenkaſte
Ungefärbtes Fleiſch und Blut
Leidet nur, daß Liebesglut,
Die unſterblich, euch betaſte.

Eilt euch dann, adliche Träger,
Zu verſetzen in die Ruh,
Was verweslich iſt. Dazu
Dienet nur gewölbtes Lager.

Aber das unſterbl' Weſen
Trotzet Haß und Neids Gefahr,
Groß und kleiner Feinde Schaar,
Nun es iſt vom Leib geneſen.

J. B. L. U. T. A. S. S. V.
V. J. T. K. L. P. K.

Dieſe Buchſtaben ſollen heißen:

In Betrübniß, Leid und traurigem Andenken ſeiner ſelig Verſtorbenen betrauert ihre Tugenden Karl Ludwig, Pfalzgraf, Kurfürſt.

Agnes Bernauerin.

Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernſt von Baiern=München, geboren im J. 1401, wuchs heran in aller Kraft und Stärke der Ritterſchaft, kampf= und ſtreitluſtig wie der waffenluſtigſte Fürſt ſeiner Zeiten. Noch entſchied damals das Fauſtrecht, und die geſegneten Früchte des Friedens blühten und reiften nur ſpärlich. Gewalt ſchlichtete alles, und der Krieger ſtand kühn über allen Ständen oben an.

Von den Weibern, der Geiſtlichkeit zur Erziehung übergeben, die ihm etwas Religion und einige andere Kenntniſſe beizubringen ſuchten, ſehnte ſich Albrecht bald nach anderen Umgebungen, und wurde an den Hof ſeiner Muhme, der Gemalin des vormaligen Königs Wenzel geführt, wo er die Böhmiſche Sprache erlernte, Unterricht erhielt in der

Muſik und in den ihm ſo ſehr gefallenden Waffenſpielen.

Er war ein ſchöner, kluger Jüngling, und ſein gefälliges Benehmen gewann ihm die Herzen aller derer, die ihn kannten und um ihn waren. — Das vernahm ſeine Mutter mit Entzücken, und ſchenkte ihm, nebſt andern Beſitzungen, auch die Grafſchaft Voheburg.

Nun rief ſein Sinn den jungen Fürſten ins Feld. Er kämpfte gegen die Huſſiten ruhmvoll und zur Freude ſeiner Anverwandten. — Bald darauf *) wurde ihm die Würtemberger Prinzeſſin Eliſabeth verlobt, deren Herz nicht für ihren Bräutigam ſchlug; verſchenkt war es an Johann Graf von Werdenberg, den Mann ihrer Liebe, und, um einer Verbindung zu entgehen, welche ſie haßte, entfloh ſie mit ihrem Geliebten, nicht ohne große Wahrſcheinlichkeit, daß ihre Flucht mit Vorwiſſen und unter Begünſtigung ihrer romantiſch geſinnten Mutter geſchehen war.

---

*) Den 15. Jänner im J. 1428.

Eben damals befand ſich Albrecht in der Reichsſtadt Augsburg, wo ein Turnier mit aller zu einem ſolchen Ritterfeſte gehörigen Pracht gehalten wurde, in welchem der Prinz entſchiedene Proben ſeiner Mannhaftigkeit ablegte. Dort erhielt er die Nachricht von der Flucht ſeiner Braut, und empfing ſie kaltſinnig, denn ſein Herz ſchlug in erſter Liebe für die ſchöne Augsburgerin, Agnes, die Tochter eines dortigen Baders, Kaspar Bernauer, eines Mädchens von ſo hoher Schönheit, daß man ſie nur den Engel nannte.

Augsburg war berühmt ſeiner weiblichen Schönheiten wegen *). Auch Philippine Welſerin war eine Augsburgerin, der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich ehelich ſeine Hand reichte **), und 30 Jahr mit ihr in ſehr vergnügter Ehe lebte.

---

*) Man leſe Stettens Erklärungen der Eichleriſchen Vorſtellungen aus der Augsburgiſchen Geſchichte. Augsb. 1767.

**) Im J. 1547.

Auch Albrecht ſah mit Entzücken die ſchöne Agnes. — Was fragt die Liebe nach Rang und Stande? Das Edelſeyn und Edelthun iſt allenthalben, wo ſie iſt.

Schön, reitzend wie ihre Geſtalt, war ihre Seele, und ihr offenes Auge ein Spiegel derſelben. Die ſeinige flog der ihrigen entgegen und fand den Adel derſelben in ihrem Benehmen.

„Nein, Prinz! ſprach ſie: das wird wohl ſchwerlich ſeyn können, daß ein armes Bürgermädchen Euere Gemalin werden könnte. Und auf andere Weiſe wird Agnes nicht zu lieben ſeyn. Ich ſelbſt kann nur meinen Gatten lieben. Zieht vorüber vor dem Hauſe der Bürgerin hohen Schlöſſern und Veſten zu. Dort werdet Ihr eine Braut finden.“

Albrecht betheuerte ihr aufs zärtlichſte ſeine ewige Liebe. Sie zog ſich zurück, und bat ihn zu bedenken, wer er, und wer ſie ſey. Alles dies machte in ſeinen Augen ſie nur noch liebenswürdiger. Wie gern entſchloß ſich Albrecht, ihr den höchſten Beweis ſeiner Liebe zu geben, reichte auf ſeinem Schloſſe Voheburg im Stillen ihr ſeine Hand, und

nannte ſie zum erſtenmal ſein liebes, trautes Weib.

Sein Vater vernahm, ein ſchönes Mädchen aus Schwaben habe ſein Sohn ſich mitgebracht, lachte darüber, weil er ſelbſt ehemals in gleichem Falle geweſen war, und glaubte, das werde ſich ſchon geben. Aber es gab ſich nicht. — Mit Erſtaunen bemerkte der Herzog, daß ſein Sohn ganz eingeſchloſſen auf Voheburg lebte, zu keinem Turnier mehr ritt, und auf alle öffentliche, fürſtliche Gepränge Verzicht gethan hatte. Im Stillen lebte er nur allein für ſeine Agnes, ſo wie dieſe nur allein für ihn lebte, mit reiner, ſanfter Liebe und feſter Treue.

Dem Herzog dauerte das zu lange. Er ſendete Kundſchafter aus, und erfuhr, was er eben nicht zu erfahren wünſchte, daß ſein Sohn ſein Liebchen ernſtlich liebe, und nicht von ihr laſſen wollte. Er ſchickte einen Ritter an ihn ab, und ließ ihm ſagen: er wundere ſich ſehr, daß er ihn gar nicht mehr zu ſehen bekomme.

„Ihr ſeht, — antwortete Albrecht; — daß ich in Voheburg mich ganz einem ruhi-

gen Leben gewidmet habe. Das habe ich mit Vorbedacht gethan, und dabei ſoll's, hoffe ich, bleiben.“

„Wenn Ihr Euch aber vermält, wird's doch lauter um Euch her werden.“

„Vermält?“

„Als Euers Vaters einziger Sohn, warum nicht ſobald, wie möglich? Ja, Euer Vater iſt ſchon beſorgt genug geweſen, und hat für Euch werben laſſen um Anna, die Tochter Herzogs Erich von Braunſchweig.“

„Das hat er gethan?“

„Wie es einem beſorgten Vater ziemt und gebühret.“

„Sagt ihm: das ſey nicht nöthig geweſen. Ich mag nichts davon wiſſen.“

Damit verließ er den Ritter, der mit dem, was er gehört hatte, zu Herzog Ernſten zurückzog.

Kurz darauf erſchien zu Voheburg des Herzogs Marſchalk, und überbrachte Albrechten die Nachricht, Herzog Erich willige in die Vermälung ſeiner Tochter mit ihm ein. Beſtürzt rief Albrecht aus:

„Ich kenne die Tochter des Herzogs Erich nicht, weiß nicht, ob ſie mir gefallen wird —“

„Ihre Schönheit und hohe Sittſamkeit wird allgemein geprieſen;“ fiel der Marſchalk ein.

Schnell antwortete Albrecht: „Ich bin nicht geſonnen, mich zu vermälen.“

„In Euern Jahren?“

„Was thun die Jahre?“

„Eueres alten Stammes Einziger?“

„Ach! was iſt da viel zu antworten? — Ich habe mich ſchon erklärt.“

„Man ſagt — “

„Was ſagt man?“

„Was ich nicht nachſagen möchte, und was ich nicht glauben kann. Es giebt Dinge, die wohl beginnen können, aber nicht dauern dürfen. Man kann wohl zuweilen ſich verſehen, aber — — Wer möchte ſich z. B. alle Tage berauſchen?“

„Lebt wohl, Herr Marſchalk! Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann, aber ich bin auch einer.“

Der Marſchalk ergriff ſeine Hand und ſagte: „Eben weil Ihr ein ehrlicher Mann ſeyd, werdet Ihr auch ein guter Sohn ſeyn

und Euerm Vater keinen Kummer machen. Und was ſollen die benachbarten Fürſten, Euere Blutsfreunde, Euere Ritter denken? Die Weigerung, Euch zu vermälen, wird keiner ſich erklären können. — Wollt Ihr offenherzig gegen mich ſeyn? Freundes Rath hat manches ſchon geſchlichtet in der Welt, was Schaden und Verderben zu bringen drohte. — Habt Ihr etwa ſelbſt ſchon Euch ein fürſtliches Fräulein zur Braut auserſehen?"

„Herr Marſchalk! Gott befohlen. Die Zeit wird alles enthüllen. Jetzt habe ich weiter nichts zu ſagen;" antwortete Albrecht, und entließ ihn.

Tiefer Kummer umwölbte ſeine Stirn, und den Blicken ſeiner Agnes konnte nichts entgehen, was in ſeinem Innern vorging. Sie bat ihn, ihr nichts zu verhehlen, und entlockte das Geheimniß ſeinen Lippen. Bleich und zitternd rief ſie aus:

„Ich hab's gedacht! — Ich bin verloren! — Ach, Albrecht! warum ließeſt Du mich nicht in Augsburg? Warum haſt Du deine Augen nicht abgewendet von der Bürgerin? — Wie ſehr habe ich Dich gebeten,

weinend habe ich Dich beſchworen, uns beide nicht ins Unglück zu bringen. Du wirſt nun erfahren, was geſchieht."

„Agnes! Unverbrüchlich halte ich die Dir vor dem Prieſter zugeſchworene Treue. Nichts ſoll mich von Dir trennen. Beruhige Dich."

„Du ſelbſt biſt aber doch unruhig."

„Das geht vorüber. Ich darf auch auf den Beiſtand meiner Mutter rechnen."

Das Horn des Thurmwächters ertönte. Ein Ritter wurde in die Veſte eingelaſſen. Er brachte die Nachricht, Albrechts Mutter ſey abgeſchieden aus dieſer Zeitlichkeit, und er werde eingeladen, ihrem Leichenbegängniſſe beizuwohnen. — Außer ſich rief er aus:

„Das kann ich nicht! — Ich kann dem Sarge meiner guten Mutter nicht folgen; ich kann ſie nicht einſenken ſehen in die Grube, ohne mich ſelbſt ihr nachzuſtürzen. Im Stillen will ich meinen großen Verluſt hier in Voheburg beklagen, ihr Seelenmeſſen leſen laſſen, und trauernd in meiner Einſamkeit klagen um die mir ſo liebe Abgeſchiedene. Gott habe ihre Seele!"

„Die Seele Euerer Mutter iſt bei Gott, — ſagte der Kaplan der Verſtorbenen, welcher jetzt eintrat; — und ein Vermächtniß von ihr habe ich Euch zu überbringen. Ehe die Selige verſchied, ſprach ſie: Mein Sohn ſoll gehorſam ſeyn ſeinem Vater. Das wird ihm Segen bringen, hier zeitlich und dort ewiglich. — Sie ſendet Euch dieſe Halskette für Euere zukünftige Braut. — Er iſt, ſprach ſie weiter, ein Fürſt, und ſoll thun was einem Fürſten ziemt. Sie betete und verſchied.“

Albrecht verließ den Saal und verſchloß ſich. Der Ritter und der Kaplan bekamen ihn nicht wieder zu ſehen, und reiſeten nach München zurück.

Als Albrecht lange ſich ſeinem ſtillen Kummer überlaſſen hatte, und Agnes in Thränen beinahe zerfloß, entſchloß er ſich, ſeinem Oheim, dem Herzog Wilhelm, ſich zu entdecken, und hoffte um ſo eher Gehör bei ihm zu finden, da derſelbe ſich mit der Tochter des Herzogs von Kleve vermälte. In dieſer Hoffnung blühte ihm noch ein ſchwacher Troſt, der endlich ihn beruhigte.

Herzog Ernſt aber, ein Mann von beharrlichem Willen, fuhr fort, ſeinen Sohn genau beobachten zu laſſen, und blieb dabei, ſeinen Sohn mit der Prinzeſſin Anna zu vermälen, entſchloſſen, ſeinen Willen mit Gewalt durchzuſetzen, wolle Albrecht ſich nicht bequemen, ſein Liebchen der Prinzeſſin aufzuopfern. Doch wollte er vorher kein Mittel unverſucht laſſen, wie er ſagte, Baiern ſeinen Prinzen wieder zu geben. Auf ihn ſelbſt wollte er, und zwar ſo entſcheidend als möglich, wirken; deshalb ſchrieb er ein Turnier nach Regensburg aus.

Am Tage des heiligen Klemens im Jahre 1434 erſchienen die Ritter vor den Turnierſchranken und mit ihnen auch Albrecht, mit gewohnter Kraft und Geſchicklichkeit eine Lanze kampfluſtig auf der Bahn zu brechen. Aber, wer ſchildert ſein Erſchrecken? Die Schranken blieben ihm verſchloſſen. Vergebens ſchlug er ſein Helmgitter auf, und wiederholte: „Ich bin Albrecht, Euers Herzogs Sohn. Oeffnet die Schranken!"

Geantwortet wurde ihm: „Du kannſt nicht turnieren nach den Geſetzen der Ehre

und des Turniers. In Unehre lebſt Du mit einer Buhldirne.

Dieſer öffentliche Schimpf, in Gegenwart des Adels und ſeiner künftigen Vaſallen ihm erwieſen, machte ihn wüthend. Außer ſich drang er ein auf die Turniervögte, und ſprach:

„Wer ſagt das? Ich lebe nicht in Uneh-ren mit einer Buhldirne. Agnes iſt mein Weib, mir angetraut von Prieſterhand. Oeff-net die Schranken!“

Sie wurden nicht geöffnet. Es kam zu Thätigkeiten, und Albrecht mußte die Schmach erleben, nach der Turnierordnung, geſchlagen zu werden.

Schäumend vor Zorn und Wuth über die ihm zugefügte Beleidigung kam Albrecht nach Voheburg zurück, erzählte ſeiner Agnes, was geſchehen war, und rief aus:

„Sie ſollen ſehen und wiſſen, wer Du biſt. Ritter und Volk ſollen es erfahren. Eine Buhldirne wurdeſt Du genannt, und mir wur-den die Schranken verſchloſſen. Ich habe es laut und öffentlich geſagt, daß Du mein Weib biſt. Du ſollſt es bleiben, und Herzo-gin ſollſt Du ſeyn.“

Er nahm ſogleich für ſie ein eigenes Hofgeſinde an, ließ ſie Herzogin nennen, bezog mit ihr das Schloß zu Straubing und ſchenkte ihr ein Schloß. Nichts aber konnte die im Stillen leidende Agnes beruhigen. Traurig verlebte ſie ihr einſames Leben und verſank in die düſterſte Schwermuth. Vergebens bot Albrecht alles auf, ſie zu beruhigen, ſie blieb, wie ſie war, und weinend rief ſie aus:

„O daß ich noch die Bürgerin von Augsburg wär, und ruhig und zufrieden lebte in meines Vaters kleinem Hauſe! Genügſam und froh bei mir ſelbſt, ſaß ich dort bei meiner Arbeit; ängſtlich und beklommen, weinend und voll Trauer, erſchüttert im Innerſten durchwanke ich dieſe fürſtlichen Gemächer und Säle. Mir iſt, als gehörte ich nicht hierher. — O heilige Jungfrau, du Mutter voller Gnade! nimm dein Kind zu dir. Gieb mir den Frieden in jenen Gefilden der Ruhe, welche gute Seelen bewohnen, und wende von mir dadurch ab das Unglück, welches mir und meinem Gemal droht. Es wird nicht gut enden, ſagt mir mein Herz.“

Ihren Tod erſehend, baute ſie ſich im Kreuzgange der Karmeliten zu Straubing ihr Begräbniß in einer Kapelle, um dort zu ruhen, verlebte ihre Tage in Trauren, ſich ſelbſt verzehrend in ſtillem Gram.

Ihre Feinde waren unermüdet, Verläumdungen gegen ſie auszuſtreuen, und beſchuldigten ſie ſogar, ſie habe das Söhnlein des Herzogs Wilhelm vergiften laſſen. Als ſie das erfuhr, wurde ſie gar ſehr wehmüthig, und rief aus:

„O wie hätte ich das thun können! Herzog Wilhelm iſt unſer einziger Freund, und ich ſollte ſein Söhnlein vergiften laſſen? Was habe ich den Menſchen doch gethan, daß ſie ſo grauſam gegen mich wüthen!"

Herzog Wilhelm aber blieb der Freund ihres Gatten, und allen Hofleuten des Herzogs Ernſt und ihrem Anhange konnte es nicht gelingen, Unfrieden zu ſtiften zwiſchen beiden. Vielmehr verſuchte dieſer Fürſt alles, ſeinen Bruder zu beruhigen und die Ausbrüche ſeiner Hitze zu mäßigen. Aber auch er

ſtarb *), und nun war es um die unglückliche Agnes geſchehen.

Man verſicherte den Herzog Ernſt, ſein Sohn werde nicht mehr lange leben. Er härme ſich ab und verlebe ſeine Tage in ſtetem Unmuth. So ſtehe es mißlich um die Regentenfolge in Baiern, und dieſer alte Fürſtenſtamm werde verblühen; denn die mit Agnes erzeugten Kinder würden nie als rechtmäßig von Kaiſer und Reich anerkannt werden. Blutige Kriege würden deshalb Baiern verheeren, und alle dieſe Uebel bringe ein ſchwäbiſches Bürgermädchen über die Fürſten, das Land, den Adel und alle Unterthanen, die, vermuthlich durch unerlaubte Künſte, den Prinzen ſo ſehr gefeſſelt, daß er, von ihr beredet, ihr ſeine Hand als Gatte am Altar gereicht, was ihn alſo unfähig gemacht habe, ſich ſeinem Stande gleich zu vermälen. Albrechts Liebe zu der Augsburgerin ſey ein Vergehen gegen ſein fürſtliches Haus, gegen ſein Land und ſein Volk, und die Urheberin dieſes Unglücks müſſe alſo hinweggeſchafft

*) Den 11. Sept. im J. 1435.

werden. — Die Räthe gaben Rath, die Ritter und Hofleute ſagten, wie ſie verſicherten, aus Schuldigkeit und Gehorſam ihre Meinung, die Geiſtlichkeit fand ſtarke Bedenklichkeiten, meinte aber doch, kleine Uebel wären größeren vorzuziehen, und Agnes Tod war beſchloſſen.

Sie, ganz verloren in düſteres Nachdenken über ihr unglückliches Schickſal, wünſchte ſich ſelbſt den Tod; aber der Gedanke an eine ſolche Gewaltthätigkeit, dergleichen an ihr verübt wurde, mußte ihr fremd ſeyn; denn ſoviel verſchuldet zu haben, daß man ſo gewaltſam gegen ſie verfahren werde, als geſchah, das konnte ſie nicht glauben. Auch Albrecht konnte das nicht ahnen, ſonſt würde er ſeine Agnes beſſer verwahrt oder Straubing nicht verlaſſen haben. Als dies aber eines Tages geſchehen war, begab ſich Herzog Ernſt mit ſeinen Räthen dahin, drang ins Schloß ein, ließ Agnes feſſeln, ſie ins Gefängniß und vor das Gericht führen.

Mit Würde und edlem Selbſtgefühl trat Agnes vor daſſelbe, herabgewürdiget zu dem

Zuſtande einer gemeinen Verbrecherin, hob ihre gefeſſelten Hände, und ſprach:

„Iſt dies der Schmuck, der mir gehört? Mir, der Gattin des Herzogs Albrecht? Wer vermag das? Wem iſt es erlaubt, des Herzogs Gattin mit Ketten zu belegen, ſie einzukerkern wie eine Verbrecherin, ſie vors Gericht zu ziehen, wenn es nicht ihr Gemal oder der Kaiſer befiehlt? Unterthanen des Herzogs Ernſt können nicht über mich richten, denn ich bin die Gemalin Herzog Albrechts, eueres künftigen Fürſten. Wer mich und die mir von ihm ertheilte Würde beleidiget, beleidiget ihn, ſeine eigene Würde, die ihn ſo hoch über euch erhebt, als ſie euch tief unter ihn ſtellt. — Ich kenne meine Pflichten gegen den Herzog, meinen Gemal, und habe ſie nie verletzt. Ein Band, das vor Gottgeknüpft iſt, könnt ihr nicht löſen, dieſes kann der Allmächtige nur ſelbſt, und ihr dürft ihm nicht vorgreifen. Es iſt weder edel noch gerecht, mich, ein wehrloſes Weib, in Abweſenheit meines Gemals zu überfallen, zu binden, mich in ein Gefängniß zu ſtoßen, wie eine Verbrecherin, und mich vor ein Gericht

zu führen, das über mich zu richten nicht Fug und Macht hat. Wie? Und ihr fürchtet nicht den Zorn des Herzogs, meines Gemals? Ihr glaubet nicht, daß er euch beſtrafen wird? — Ich, des Herzogs Weib, bin keine Verbrecherin und erkenne in keiner Rückſicht das Gericht an, vor welches ich geſchleppt worden bin. Ich verlange, was ich fordern kann, meine Freiheit, und daß ich zurückgegeben werde meinem Gemal, dem Herzog."

Selbſt dieſe Erklärungen fand das Gericht für ihren Herrn außerordentlich beleidigend. Seinen Räthen wurde die Sache zur Beurtheilung vorgelegt, die Todesſtrafe, zum Wohl Baierns, gegen Agnes ausgeſprochen, von Herzog Ernſt das Todesurtheil beſtätiget, und dem Richter zu Straubing der Befehl ertheilt, die Verbrecherin, wie ſie genannt wurde, in der Donau ertränken zu laſſen.

Als dies Urtheil der Unglücklichen angekündiget wurde, hob ſie ihre Blicke zum Himmel und rief aus:

„Iſt das dein Wille, allmächtiger Gott! rang die Hände und ſchluchzte: „Dahin ſoll es

kommen? Albrecht! Albrecht! wo biſt Du, Deine unglückliche Agnes zu retten?" — Haſtig wendete ſie ſich zu dem, der ihr das Schreckensurtheil bekannt machte, fragend: „Kann, darf das Herzog Ernſt, darf das der Vater dem Weibe ſeines Sohnes thun." Darauf ſank ſie ohnmächtig zu Boden.

Bald aber fühlte ſie ſich aufgeriſſen, und wurde fortgeführt zur Donau. Hier war das Volk verſammelt. Eine dumpfe Stille herrſchte rund umher. Bleich und zitternd, ein Gegenſtand des Mitleids und Erbarmens, klagend über das Unrecht, welches ihr geſchah, wankte ſie hinauf auf die ſchauderhafte Brücke, wurde plötzlich von den Henkern ergriffen und hinabgeſtürzt in die Donau. Durch Hülfe eines ungebundenen Fußes ſchwamm ſie gegen das Ufer, rufend: „Helft! helft! rettet!" Unſchlüſſig ſtand das Volk, als der Henker, der des Herzogs Ernſt Zorn fürchtete, wie eine alte Chronik ſich ausdrückt: „eilig eine lange Stange ergriff, faßte hiermit die Unglückliche bei ihren falben Haaren, und tauchte ſie unter die Fluthen des Waſſers."

So ſtarb Agnes *), ein Opfer des Staats, für Baierns Wohl, wie man wollte. — Ihr Leichnam wurde auf den Kirchhof zum heiligen Peter in der Straubinger Alt-Stadt gebracht und dort begraben.

Die Schriftſteller haben hin und her geſtritten: Ob Recht und Billigkeit bei dieſer ſchaudervollen Hinrichtung gewaltet hätten, oder nicht. Einige behaupten, zum Beſten Baierns habe es nicht anders ſeyn können; Andere meinen, Agnes ſey ja wohl irgendwohin anſtändig zu verbergen geweſen, ohne daß man nöthig gehabt habe, ſie zu tödten, und der Abt Trithemius ſagt: „Und was war es denn, wenn Albrecht ein ſchönes Mädchen ſo zärtlich liebte, daß er keine andere heirathen wollte? Er war nicht der erſte Fürſt, wird auch nicht der letzte ſeyn, der Schönheit dem Adel vorzog. Und wenn er ein zwar bürgerliches, aber doch ſchönes Mädchen zum Weibe nahm, konnte ſie deshalb als eine Verbrecherin ertränket werden? Gab es nicht mehrere Fürſten, die aus niedrigem Stande ſich ſchöne Mädchen zu Gattinnen wählten?"

*) Den 12. Oct. im J. 1435.

Falkenſtein meint: Albrecht habe mehr Strafe verdient, als das arme Mädchen, welche eben nicht glaubte, daß alles ſo viel auf ſich haben würde, daß ſie darüber ertränkt werden müſſe.

Wie dem nun ſey, Albrecht war, als er erfuhr, was geſchehen war, außer ſich. Er lief zu dem Grabe ſeiner geliebten Agnes, ſank weinend dort nieder, erhob ſich ſchnell wieder, und ſchwur: „Agnes! fürchterlich rächen will ich deinen Tod; rächen will ich ihn an meinem Vater, Vaterlande und an allen, die Urſache waren an dieſer grauſamen That. Geraubt hat man mir mein beſtes Gut. Nun ſollen ſie mich unerbittlich finden. Keiner ſpreche von Schonung. Blutig will ich deinen Schatten verſöhnen, theures, mir entriſſenes Kleinod.“

So verließ er Straubing und begab ſich zu ſeinem Vetter, Herzog Ludwig dem Bärtigen, nach Ingolſtadt. Dieſem klagte er, was ihm geſchehen war, und bat ihn um ſeinen Beiſtand, ſeinen Vater zu befehden und den Tod ſeiner Agnes blutig an ihm und an ſeinen Räthen rächen zu können. Er kam zu dem

rechten Manne, zu einem Fürſten, der Fehden liebte und den Herzog Ernſt von Herzen haßte. Er verſprach ihm ſeinen Beiſtand, und beide rüſteten ſich zum Kriege.

Albrecht, dem der Gram über den Tod ſeiner Agnes das Herz zerriß, und ſich gar nicht tröſten konnte, kam endlich ganz von Sinnen. Er tobte, raſete und wurde ein furchtbarer Menſch. Nur die harmoniſchen Töne der Muſik*) gaben ihn endlich ſich ſelbſt wieder, und er verſank in ſanfte Schwermuth. Aber unerſchütterlich treu blieb er ſeinem Entſchluſſe, ſeine Agnes zu rächen, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner geſammelten Krieger und brach in die Länder ſeines Vaters ein.

Das hatte dieſer nicht erwartet. Was er gethan hatte, glaubte er zum Beſten ſeines Hauſes, ſeines Sohnes und des Vaterlandes gethan zu haben, und dafür ſah er ſeinen Sohn in offener Fehde gegen ſich. Dörfer brannten, Bauern wurden geplündert; die

---

*) Wie der alte Chroniſt ſagt: „Herzog Albrecht der Kunſtreichiſt maiſter von der Muſika fand darurch ſein Verſtand, den er verloren hätt, da man daz Weyb vertränkt.“

Stadt war voll Flüchtlinge. Herzog Ernſt war in der größten Verlegenheit, denn grauſamer als der ärgſte Feind wüthete ſein Sohn in dem Lande.

Der Vater ſendete Ritter und Pfaffen an ſeinen Sohn, und ließ ihm die Hand zur Verſöhnung bieten. Albrecht wollte von keiner Verſöhnung hören. Der Kaplan ſprach:

„Es iſt der Vater, der Euch, um Verzeihung bittend, die Hand bietet.“

„Ich habe keinen Vater. Ich kenne nur den Mörder meiner Agnes.“

„Es iſt eben der Vater, der mit eigener Lebensgefahr Euch in der Schlacht bei Dillingen das Leben rettete.“

„Er hat es mir zwiefach genommen. Ich verlange nicht zu leben ohne Agnes. Geht, und ſagt ihm das. Fehde zwiſchen mir und ihm auf immer. Untergang und Tod den Mördern meines Weibes.“

Indeſſen hatte Herzog Ernſt ſeinen Kanzler an den Hof des Kaiſer Sigismund geſchickt, ließ ihm die Gründe vorſtellen, durch welche bewogen er Agnes zum Tode verdammt habe, und erſuchen, ſeinem Sohne abzurathen, ihn fer-

ner zu befehden. Dies that der Kaiſer nachdrücklich, und Albrecht wurde nachgiebiger. Er ſöhnte mit ſeinem Vater ſich aus, blieb aber in ſtiller Einſamkeit und klagte täglich um den Verluſt ſeiner geliebten Agnes. Er ſtiftete ihr eine tägliche Meſſe bei den Karmeliten zu Straubing, und ſein Vater ließ über ihrem Grabe eine Kapelle errichten mit einem Altare, ſtiftete für die Verblichene einen Jahrtag und eine zweite tägliche Meſſe. Albrecht aber ließ im J. 1447 die Ueberreſte ſeines geliebten Weibes, nach ihrem Lebenswunſche, bei den Karmeliten in der von ihr ſelbſt errichteten Kapelle beiſetzen, und ein prächtiger Leichenſtein ziert ihr Grab.

Vorher reichte Albrecht ſeiner beſtimmten Braut Anna die Hand, lebte friedlich mit ihr und ſah ſeine Ehe durch zehn Kinder geſegnet. Er konnte aber ſeine Agnes nie vergeſſen. Nebenbei liebte er eine Kürſchnersfrau, Urſula, welche nach ſeinem Tode der Magiſtrat aus München verwies. Nach und nach wurde er dennoch aber gar fromm, andächtig und der Geiſtlichkeit gewogen. Er litt ſtark am Podagra, und vertrieb ſich die Schmerzen durch Muſik und Jagdbeluſtigungen.

Metta von Zehren.

Joachim von Zehren diente in der erſten Hälfte des XVII. Jahrhunderts unter den Brandenburgiſchen Truppen, und nahm ſeinen Abſchied, als er bei einem Avancement ſich übergangen ſah, und bezog ein kleines, von ſeinem Oheim ihm vermachtes Gütchen. Hier ſaß er mit ſeiner Gattin und ſeinen drei Töchtern, ſehr unzufrieden, bei wenigen Einkünſten, ohne Beſchäftigung, als zuweilen einen Haſen zu ſchießen, und ließ ſeinen Mißmuth in ſeinem Hauſe aus. Seinen beiden älteſten Töchtern war das Landleben gleichfalls verhaßt, und nur Metta, die jüngſte, war mit ihrem Schickſale ganz zufrieden, heiter wie ihr Blick, wie ihre reine Seele.

Auf einem benachbarten Gute wohnte ein junger Edelmann, Otto von Geltingen, ehemals Offizier in Oeſterreichiſchen Dienſten,

der in der Gegend umher ritt, Bekanntſchaften zu ſuchen. — Da ſah er Metta, das ſchöne aufblühende Mädchen, und ſein Herz war nicht mehr ſein.

Er machte Bekanntſchaft in Joachims Hauſe, und je öfterer er ſie ſah, je höher ſtieg ſein Wunſch, ſie zu beſitzen und durch ſie glücklich zu werden. Er ſprach ſie allein, und entdeckte ihr ſeine herzliche Liebe. Sittſam ſchlug ſie die Augen nieder, und mit hochklopfendem Herzen bat ſie ihn, davon mit ihrem Vater zu ſprechen. — Das geſchah, und dieſer war ſonderbar genug, ihm zu ſagen, die jüngſte könne nicht vor den älteren Schweſtern verheirathet werden. Otto wendete ſich an die Mutter. Sie wagte es nicht, ihrem Manne zu widerſprechen. Die Schweſtern frohlockten, denn ſie konnten Metta nicht leiden, der die Natur alle die Reitze gegeben hatte, welche ſie ihnen entzog. Metta ſchwamm in Thränen, denn ſie liebte den Jüngling, der ihre erſte Liebe war.

So verging ein Jahr, als Otto einſt ſpatzieren ritt und in einem Walde dem alten Joachim mit ſeinem Grenznachbar im Strei-

te fand, der ihm die Flinte genommen hatte, und im Begriff ſtand, ihn mit Hülfe ſeines Jägers thätlich zu mißhandeln. Sogleich ſprang Otto vom Pferde, eilte mit gezogenem Degen hinzu, packte den Jäger bei der Bruſt und warf ihn zu Boden. Der Edelmann entlief eilig. — Joachim dankte ihm gerührt, ſendete ſeinem Gegner eine Herausforderung zu, und verlobte Metta mit ſeinem Retter. — Wer ſchildert ihr Entzücken?

Schon war der Hochzeittag beſtimmt, und Metta zählte nur noch nach Stunden, als eine Schreckensbotſchaft ihr alle ſo ſüß genährten Hoffnungen entriß.

Otto hatte Händel mit einem Quartiermeiſter bekommen, ſich mit ihm geſchlagen, und denſelben auf der Stelle erſtochen, und war entflohen. Er ſchrieb ihr, was geſchehen war, hatte ſich an den Fürſten gewendet, hoffte ſie wieder zu ſehen, ach! und ſah ſie nicht. — Die Unglücklichen hatten ihren Gefühlen ſich zu früh überlaſſen, und Metta fühlte ſich Mutter zu werden. — Man denke ſich ihr Unglück, ihren Gram, ihre Verzweiflung! — Ihr Zuſtand konnte nicht verborgen blei-

ben; die Mutter war außer ſich, der Vater wollte die Tochter ermorden.

Die Mutter ſank aufs Krankenlager, ſie entſtieg demſelben nicht wieder, und gab ihren Geiſt in Metta's Armen auf, die jammernd laut aufſchrie und mit ihr zu ſterben wünſchte: „Mutter, Mutter, nimm mich mit Dir! Ach! laß Dein unglückliches Kind Dir folgen.“ — Vergebens, ſie blieb zurück, preisgegeben dem Hohne ihrer Schweſtern, dem Zorne ihres Vaters.

Unter vielen Schmerzen gebar ſie einen Sohn, der einige Tage nach der Geburt wieder ſtarb. Sie ſah ihn entſeelt vor ſich liegen; ihre Augen hatten keine Thränen; ſie rief aus: „Wohl dir, wohl dir, unglückliches, glückliches Weſen! Wollte Gott, ich könnte dir folgen.“

Der Pfarrer M. Fenger, ein harter Mann und Feind des barſchen Edelmanns, beſtand auf der damals noch üblichen Kirchenbuße. Metta mußte derſelben ſich unterziehen. — Allein, mit niedergeſchlagenen, verweinten Augen ſaß ſie auf einem Stuhle mitten in der Kirche, bemitleidet von dem ganzen

Dorfe, beſchämt, herabgewürdiget, und dann chriſtlich abſolvirt von dem Pfarrer. Halbohnmächtig taumelte ſie nach Hauſe, packte die wenigen Sachen zuſammen, welche ihre Schweſtern ihr gelaſſen hatten, in ein Bündel, und wanderte davon. Wehmüthig blickte ſie noch einmal nach ihrer Wohnung, und eilte weinend weiter.

Bei einer Tante ſuchte ſie Zuflucht. Dieſe wies ſie mit harten Worten von ſich. Halb in Verzweiflung irrte die Unglückliche umher, und fand endlich Dienſte bei einem Förſter. Sie vertraute ſich der Förſterin, und fand an ihr eine theilnehmende Freundin. Bald war ſie die Freundin des ganzen Hauſes.

Aber die Furie des Kriegs brach in die ſtillen Wohnungen des Friedens. Der Förſter verlor alles, ſah ſein Haus im Brand, und floh mit den Seinigen zu einem Verwandten. Metta kam in das Haus eines Gerichtsverwalters.

Einige Zeit lebte ſie hier, als die Frau, von Eiferſucht getrieben, ihr das Leben ſo ſehr verbitterte, daß ſie dieſes Haus auch verlaſſen mußte. Bei einem Bürger in einem kleinen

Städtchen als Magd ſich zu verdingen, war ſie genöthiget, und mußte die niedrigſten Geſchäfte verrichten. Man war mit ihr zufrieden; aber die Frau ſtarb, und Metta zog zu einer anderen Herrſchaft. Hier kam ſie in den Verdacht der Entwendungen, und wurde fortgeſchickt. — Ihr Schickſal war äußerſt hart gegen ſie.

Gute Bauersleute nahmen ſie krank und elend auf; kaum aber genaß ſie, als die Bäuerin erkrankte und ſtarb. Vor ihrem Tode bat ſie Metta'n, ihre Kinder nicht zu verlaſſen. Dies verſprach dieſe, und folgte ihrem Sarge mit Thränen.

Sie erfüllte ihr Verſprechen auf das gewiſſenhafteſte, lebte ſtill vor ſich, und verließ das Haus nicht. Nur die Kirche beſuchte ſie fleißig, und weihte der Vergangenheit heiße Thränen.

So vergingen Jahre, und der Bauer bot ihr endlich ſeine Hand an. Was hatte ſie zu wählen? Er war ein guter, fleißiger, chriſtlicher Mann, ſie gab ihm ihre Hand, und wurde des Bauers Saalmann Frau. — Im Dorfe ging's den Weibern und Mäd-

chen mächtig durch die Köpfe, daß die fremde Dirne, von der kein Menſch wußte, wer ſie war, woher ſie kam, die Frau eines ſo bemittelten Wittwers wurde. Man ſah, es ging in ſeinem Hauſe alles gut, das Vieh gedieh, und was die Fremde angriff, gerieth und gelang. Das brachte Kopfſchütteln hervor, und führte zu Vermuthungen, die in jenen Zeiten eben ſo allgemein als unchriſtlich und ſchrecklich waren, denn allgemein war der entſetzliche Glaube an Hexen und Hexereien. Das Dorf, in welchem Metta wohnte, hatte ſchon manche vermeinte Hexe zu den immerrauchenden Scheiterhaufen geliefert.

Ein Schneider behauptete, eine ſolche Hexe habe ſein Kind krank gemacht. Sie wurde eingezogen, auf die Folter geſpannt, bekannte, wovon ſie ſelbſt nichts wußte, den Schmerzen zu entkommen, und wurde zum Scheiterhaufen verdammt. Sie war ſo unchriſtlich, die gute Metta in ihren Prozeß zu verwickeln, und durch allerlei Ausſagen zu verſtehen zu geben, dieſe Fremde ſey auch eine Hexe.

Ihrer Unſchuld ſich bewußt, erſchien Metta, als ſie gefordert wurde, ohne Verlegenheit, wurde aber hart betroffen, als die zugleich vorgeführte Inquiſitin, Trine Laſchen, ausſagte: Sie habe von Leuten gehört, Metta Saalmann ſey eine Hexe; denn ſie habe Vieh behext, wie allgemein geſagt worden ſey. Sie kenne ſie zwar nicht genau, habe ſie aber doch zuweilen geſprochen, und vier Wochen vorher, ehe ſie eingezogen worden ſey, habe ſie ihr geſagt, ſie habe gehört, ſie ſolle in Amtshaft gebracht werden. Sie ſolle dort ja nicht etwa ihr böſe Dinge Schuld geben, denn was die Leute ſagten, ſey alles unwahr und erdacht.

Metta antwortete betroffen, ſo ſey alles nicht, wie dieſe Verläumderin ſage. Sie wolle ihr es aber vergeben, da ſie ihrer Sinne nicht mächtig ſey, und für ſie bei Gott bitten.

Sie wurde entlaſſen und wankte in ihr Haus. Still, in ſich gekehrt, ſaß ſie auf Einem Flecke mit gefalteten Händen, und bat Gott, ſie zu retten; denn ihr Unglück ſah ſie, nach den Begriffen jener Zeit, vor ſich. Ihr

Mann war außer ſich, und ſchwur, jeden zu erſchlagen, der wider ſeine Frau, der Hexerei ſie anklagend, auftreten werde.

Es traten wirklich ihrer Dreie auf, beſchuldigten ſie der Hexerei, und einer wollte gar einen feurigen Drachen um ihr Haus haben fliegen ſehen. Eine fürchterlich ſchreiende Katze komme oft aus ihrem Hauſe, und des Nachts könne man vor Katzengeſchrei kaum ſchlafen. Man könne ja auch wohl einſehen, daß Metta ihrem Manne die Liebe eingegeben habe, ſonſt würde er ſie, als ein Bettelmenſch, nicht zu ſeiner Frau gemacht haben.

Bald traten mehrere Ankläger und Anklägerinnen auf, mit den unſinnigſten Ausſagen, welche damals alle angehört wurden, und die unglückliche Metta wurde zur Haft gebracht. Sie wurde über alles, was gegen ſie ausgeſagt worden war, gefragt, und beantworte alles mit großer Ruhe und Ueberlegung.

Weil ſie nun nichts geſtehen wollte und konnte, wurde ſie, nach dem damaligen Gange der Hexenprozeſſe, auf die Folter gebracht und

ſchrecklich durch alle Grade gemartert. Da entdeckte an ihrer linken Schulter der Scharfrichter eine Narbe. Eine ſolche galt damals für das Zeichen (Stigma), womit der Satan ſeine Buhlinnen, die Hexen, zeichne, als ganz ausgemacht. Man hielt ſie für überführt, und führte ſie ab. Früh um 2 Uhr gab ſie ihren Geiſt auf. So entging ſie dem ſchrecklichen Tode, lebendig verbrannt zu werden; ihr Körper aber wurde unters Hochgericht begraben. Das geſchah im Jahr 1667.

Maria Wollſtonecraft Godwin.

Maria Wollſtonecraft wurde den 27. April auf dem Lande geboren, weil ihr Vater, dem ſeine Eltern 10,000 Pfund Sterling hinterlaſſen hatten, allerlei Speculationen ergeben, eben damals durch Landbau ſein Glück zu machen ſuchte. Geſunder Verſtand und entſchiedene Feſtigkeit des Willens, welche durch ihr ganzes Leben hindurch die Grundzüge ihres Charakters ausmachten, und ein merklicher Grad des äußerſt feinſten Gefühls, zeichneten bereits die Jahre ihrer frühſten Jugend unter ihren Geſchwiſtern aus. Dennoch war ſie weder der Liebling ihres Vaters noch ihrer Mutter. Jener war ein Mann von lebhaftem, heftigem Gemüth, bald freundlich, bald zornig, oft bis zur Ungerechtigkeit, und in ſeinem Hauſe, wo er gebietend herrſchte, war ſeine Frau die erſte und unterthänigſte

ſeiner Unterthanen. Sich für das, was ſie ſich gefallen laſſen mußte, gleichſam ſchadlos haltend, zeichnete ſich ihr Erziehungsſyſtem, beſonders in Hinſicht auf Marien, durch hohe Strenge aus. Nur ſpät erſt wurde ſie ihren Irrthum gewahr, und befolgte dann einen andern Plan.

So ſehr nun auch Maria gedrückt und gekränkt wurde, ſo konnte ihr aufſtrebender Geiſt dennoch nicht niedergedrückt werden. Er beſiegte alle Hinderniſſe, und ſo wenig ſie anfangs in der Familie geachtet wurde, ſo hob ſie ſich doch nach und nach gewiſſermaßen zu einer Aufſeherin und Schiedsrichterin in derſelben. Bei allen Mißhandlungen fühlte ſie ihre Ueberlegenheit zu ſehr, um nicht zuweilen merken zu laſſen, wie hoch ſie über jenen ſtehe, welche ſie mißhandelten.

Wollte ihr Vater ſich zuweilen thätlich an ſeiner Gattin vergreifen, ſtürzte Maria ſich gewöhnlich zwiſchen beide, um auf ſich den Ausbruch ſeiner Hitze zu leiten. Dies zwang ihre Mutter endlich, ihr Benehmen gegen ſie zu ändern und freundlicher zu werden.

Das Landleben in ihrer Jugend trug ohne Zweifel dazu bei, ihren Körper von Grund aus ſtark und feſt zu machen. Ihre Spiele trieb ſie in der freien Luft, mitten unter den maleriſchen und erquickenden Szenen der Natur, für die ſie ſtets einen äußerſt feinen Sinn und Geſchmack behielt. Puppen und andere tändelnde Unterhaltungen hatte ſie nie lieben können, und tummelte ſich lieber unter ihren Brüdern herum.

Als ſie fünf Jahr alt war, pachtete ihr Vater ein Landgut und zog dahin. Gegen Michaelis 1765 aber veränderte er abermals ſeinen Aufenthalt, und bezog eine Wohnung hinter Barking in Eſſex, acht Meilen hinter London. Hier wohnte er drei Jahre hindurch. Zu Michaelis 1768 aber zog er wieder auf ein Landgut bei Beverley in Yorkſhire. Hier blieb die Familie ſechs Jahre, und in dieſen Theil der Zeit fällt Mariens Bildung durch Schulunterricht, und damals lernte ſie auch einen Geiſtlichen kennen, Herrn Clare, in deſſen Hauſe Marie oft war, weil er ein wahres Einſiedlerleben führte und beinahe gar nicht ausging, weshalb er auch ein Paar

Schuhe zeigte, die er vierzehn Jahre getra- gen hatte. Er beſaß Geſchmack, Vorliebe für die Dichtkunſt, und hatte weſentlichen Antheil an Mariens Bildung.

Um dieſe Zeit lernte ſie ein Mädchen, Fanny Blood, kennen, für welche ſie die feurigſte und zärtlichſte Freundſchaft faßte, die die herrſchendſte Leidenſchaft ihrer Seele aus- machte. Ihre Freundin war 18 Jahr alt und ſtand der Erziehung ihrer Geſchwiſter und ei- ner Haushaltung mit lobenswürdiger Thätig- keit vor. Sie hatte viel Geſchicklichkeit, ſang, ſpielte mit Geſchmack, und zeichnete ſehr nett und treu. Durch dieſes Talent erhielt ſie ei- ne Zeitlang ihre Familie, zerrüttete aber durch unmäßige Anſtrengungen dadurch ihre Ge- ſundheit. Maria fing an unter der Leitung ihrer Freundin ihren Briefſtyl zu bilden, der bisher noch nicht zu gehöriger Schicklichkeit hatte kommen können, und vervollkommnete unter ihren Augen ſich ganz auffallend und merklich.

Im Jahr 1778 kam Maria als Geſell- ſchafterin zu einer Miſtreß Dawſon, deren ganz wunderbare Launen ſie mit der größten

Geduld ertrug, und länger noch ertragen haben würde, hätten nicht die Geſundheitsumſtände ihrer Mutter ſie in das väterliche Haus zurückgerufen. Unermüdet pflegte und wartete ſie ihre Mutter und ihre kranke Schweſter. Dieſe genaß, jene ſtarb in ihren Armen, mit den Worten: „Nur noch ein wenig Geduld, ſo wird Alles vorüber ſeyn;" und auf dieſe Worte beziehen ſich mehrere Stellen in Mariens Schriften.

Indeſſen wurde die Zerrüttung der Vermögensumſtände ihres Vaters immer ſichtbarer; Maria ſah ein, daß ſie für ſich ſelbſt und ihre Geſchwiſter ſorgen müſſe, und faßte den Plan, eine Erziehungsanſtalt zu errichten, welche durch ſie, ihre Schweſtern und ihre Freundin Fanny geleitet werden ſollte. Dies wurde ausgeführt. Leider aber bekam Fanny die Lungenſchwindſucht, verließ die Erziehungsanſtalt, und ſegelte auf Anrathen der Aerzte im Jänner 1785 einem milderen Klima zu, nach Liſſabon. Dahin folgte, von reichen Freunden unterſtützt, Maria ihrer Freundin nach, aber der auserwählte Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und Freundſchaft ſtarb im No-

vember an einer zu frühzeitigen Niederkunft. Spät noch ſchrieb Maria in einem ihrer Briefe: „Das Grab hält eine liebe Freundin, die Freundin meiner Jugend, umſchloſſen; aber noch immer iſt ſie um mich, und nie wandle ich über die Heide, ohne die Melodien ihrer ſanften Stimme zu vernehmen.“

Als ſie nach England zurück kam, fand ſie, daß während ihrer Abweſenheit ihre Erziehungsanſtalt ſehr gelitten hatte, was ihr nicht wenig verdrüßlich war. Zugleich war ſie ſehr in Unruhe über die Verlegenheit der Eltern ihrer geliebten Fanny, welche gern ſich zu ihren Verwandten nach Irland begeben wollten, dazu aber die Mittel nicht auftreiben konnten. Dennoch wollte ſie helfen. Sie ſchrieb alſo eine kleine Schrift: Gedanken über die Erziehung der Töchter *), welche auf 160 Seiten in Duodez gedruckt wurde. Ein Freund verhandelte ihr dieſelbe an einen Buchhändler für 10 Guineen Hono-

*) Toughts on the education of daughters, with reflexions on female conduct in the more important duties of life. Lond. 1787.

rar, und ſogleich hatten die verlegenen Eltern ihrer erblichenen Freundin Reiſegeld.

Der Beifall, welchen ihre Schrift erhielt, munterte ſie auf, eine zweite zu ſchreiben. So entſtand ihr kleiner Roman: Maria. Eine Dichtung *). Größtentheils iſt es die Geſchichte ihrer Freundſchaft mit Fanny, welche denſelben ſo anziehend macht. Fein ſind die darin enthaltenen Gefühle ausgeſprochen, und alles in demſelben iſt mit jener Phantaſie geſchmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächter Empfindſamkeit geſchworen hat, entfernt von jeder Ziererei phantaſtiſcher Uebertreibungen.

Die gute Aufnahme auch dieſes Werkchens, und die Verbindung, in welche ſie jetzt mit dem ehrwürdigen und großmüthigen Buchhändler Johnſon gekommen war, machte ſie entſchloſſen, in ihre literariſche Laufbahn einzutreten. Sie ging nach London, wo ihr Verleger ihr freundſchaftlich entgegen kam, und ihr Vorhaben ihr aufs beſte zu erleichtern ſuchte. So entſtanden ihre Erzählungen

---

*) Mary; a fiction. Lond. 1787.

aus dem wirklichen Leben *); ein Leſe-buch für Kinder, welches auch in Deutſchland bekannt iſt, und aus dem Holländiſchen über-ſetzte ſie den jungen Grandiſon **) nach einem eigenen Plane. Eine Sammlung aus-erwählter Aufſätze in Proſa und in Verſen gab ſie unter dem Titel: Die Leſerin ***) heraus. Da ſie der deutſchen Sprache kundig worden war, drängte ſie Salzmanns morali-ſches Elementarbuch in drei Bändchen zuſam-men, und gab auch dieſes Werk der Leſewelt Englands.

Bei dem allen, was ſie damit als Schrift-ſtellerin verdiente, ſchrieb ſie ſich ſelbſt die ſtrengſte Sparſamkeit vor, um ihre Freunde unterſtützen zu können. Ihre Schweſtern brachte ſie als Lehrerinnen bei Erziehungsan-ſtalten unter, ließ die eine nach Frankreich reiſen, brachte ihre Brüder unter und unter-hielt ihren Vater bis an ſeinen Tod.

---

*) Original Stories from real life. Lond. 1791.

**) The young Grandison. 1791.

***) The Elements of Morality; translated of the German by C. G. Salzmann. Lond. 1791.

Bei ihrer literariſchen Thätigkeit, bei der ſie „unverrückt ihren Weg in der Stille fortwandelte,“ hatte allmählich ihr Geiſt ſich einer kraftvollen Reife genähert. Der Ausdruck ihrer Ideen hatte Feſtigkeit und Freimüthigkeit erhalten, aber die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution hatten ihre verkehrten Ideen von Freiheit dergeſtalt aufgeregt, daß ſie es ſogar wagte, gegen die Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution des berühmten Burke zu ſchreiben *). Schon ließ ſie die erſten Bogen dieſer Schrift abdrucken, als im Fortarbeiten ſie von einer Stumpfheit und Erſchlaffung befallen wurde, die es ihr unmöglich machten, das Ganze zu vollenden. Das ſchon Gedruckte ſollte unterdrückt werden. Dies reitzte ſie ſo ungemein, daß ſie mit erneuerten Kräften die Arbeit wieder vornahm und vollendete.

Endlich ſchritt ſie zur Ausarbeitung ihres berühmten Werkes, zur Vertheidigung

*) A Vindication of the Rights of the Man; in a letter to Mr. Burke. 1792.

der Rechte des Weibes *), wovon wir eine gute deutſche Ueberſetzung haben. — In dieſem Werke ſteht ſie gerüſtet mit all der Kraft eines Weibes auf dem Kampfplatze, verfechtend die Rechte ihres Geſchlechts. Sie ſah die Weiber „als Sklaven des Mannes, in jeder Lage des Lebens. Die reichen, preis⸗gegeben der Willkür eines Vaters, Bruders, Vormunds; die ärmern, ausgeſchloſſen von dem unabhängigen Erwerbe ihres Brods und den Gelegenheiten eines ehrlichen Fortkom⸗mens," und ſprach nun darüber mit ungemein viel Wärme und Geiſt.

Nicht alle konnten ſich überzeugen, daß ſie Recht habe; und viele glaubten, ſie thue, ſo zu reden, des Guten im Böſen zu viel, und daß ſie es übertrieben hat, können wir ſelbſt nicht läugnen; deshalb beleidigte ſie auch viele, und erbitterte ſogar manche ſonſt unbe⸗fangene Gemüther gegen ſich.

Wie eine Atlethin ſtand ſie kampfbereit in der Bahn, gerüſtet, einer Amazone gleich,

---

*) A Vindication of the Rights of Woman; by Mary Wollstonecraft. Vol. I. Lond. 1792.

rauh und keck herausfordernd ihre Gegner. Deshalb glaubten auch viele, ſie müſſe eine Art von Mannweib ſeyn, mit derben Muskeln und von ſtarkem Knochenbau, und wurden nicht wenig überraſcht, wenn ſie von dem allen nichts, ſondern ein Frauenzimmer ſahen, die liebenswürdig und in ihrem Benehmen ganz weiblich war.

Es war Mariens Fehler, jede Sache von der dunklen Seite anzuſehen, und ſelbſt da, wo die Umſtände noch in jeder Rückſicht zweifelhaft waren, mit vollen Händen Tadel auszuſtreuen. Dies war es, was auch ſo ſichtbar auf ihr Buch gewirkt hatte, in welchem ſie ſo anzüglich iſt, oft da, wo es eben nicht nöthig war.

Einer Leidenſchaft zu entfliehen, welche zu einem verheiratheten Mann ſie hinzog, und um derſelben nicht zu unterliegen, ging ſie am Ende des Jahrs 1792 nach Frankreich, wo ſie über zwei Jahr blieb. Hier wollte ſie ihr krankes Gemüth heilen, und trat in eine Art von Verbindung, nach der ihr Herz ſich ſehnte, und welche die gewünſchte Wirkung hatte, in kurzem Ruhe und Zufriedenheit über

ihr ganzes Weſen zu verbreiten, mit einem gewiſſen Gilbert Imlay, einem gebornen Nord-Amerikaner. Auf einem Dorfe Neuilly, drei Meilen von Paris, bezog ſie ein einſames, in einem Garten gelegenes Haus, in welchem niemand wohnte, als ſie und der Gärtner, der auch zugleich die Stelle ihres Bedienten vertrat. Hier überließ ſie ſich ganz ihren Gefühlen, ſchrieb ihre Ueberſicht der Franzöſiſchen Revolution, korreſpondirte mit ihren Freunden, und machte Spatziergänge in einen nahen Wald. Daß ihr Geliebter an denſelben Antheil nahm, verſtand ſich von ſelbſt, jedoch geſchah alles das noch ganz im Stillen und in der Einſamkeit.

Aber ſiehe da, der edle franzöſiſche Convent erklärte alle in Frankreich ſich aufhaltende Engländer, und mit neu völkerrechtlicher Galanterie auch die Engländerinnen, zu Kriegsgefangenen. Um nicht Kriegsgefangene zu ſeyn, nahm Maria den Namen Imlay an, und der Amerikaniſche Geſandte ſtellte einen Beglaubigungsſchein aus, ſie ſey die Frau eines Amerikaniſchen Bürgers. Nun zog ſie zu ihrem angeblichen Gatten nach Paris, und

entging der Kriegserklärung des vorſichtigen Convents durch eine unvorſichtige Weiberliſt, nach allen dem weiblichen Geſchlechte zuſtändigen Rechten.

Maria vertraute ſich einem Manne, von deſſen Ehre und edlen Grundſätzen ſie eine äußerſt hohe Idee gefaßt hatte. Sie nährte eine perſönliche Zuneigung zu ihm, da ſie keine Nothwendigkeit ſah, dieſelbe einem Zwange zu unterwerfen, und ein Herz, wie das ihrige, nie eine Zuneigung nur halb nähren konnte.

Jetzt fühlte ſie ſich Mutter zu werden, als Herr Imlay Handlungsſpekulationen wegen Paris verließ, und nach Havre de Grace ging. Mit Sehnſucht ſah Maria von Monat zu Monat ſeiner Zurückkunft entgegen, aber ſie erfolgte nicht. Robespierre's Wüthereien in Paris begannen, und Maria eilte nach Havre de Grace. Hier wurde am 14. Mai 1794 ſie von einer Tochter entbunden, der ſie, ihrer geliebten Freundin zum Angedenken, den Namen Fanny gab.

Neue Handlungsſpekulationen trieben Hrn. Imlay nach London, und Maria ging, da

indeſſen Robespierre dem ewigen Schickſale eines Tyrannen nicht entgangen und ermordet war, wieder nach Paris zurück. Die Reiſe ihres Geliebten ſollte zwei Monate dauern, aber ſie waren die Vorboten einer ewigen Trennung. Als ſie derſelben gewiß wurde, ſah ſie ſich in das empfindlichſte Elend ihres Lebens geſtürzt. Das ganze Jahr 1795 brachte ſie in jener Art von Verzweiflung hin, für deren Gefühl das Gemüth durch wiederkehrendes Aufdämmern einer zärtlich genährten, erlöſchenden Hoffnung unaufhörlich rege gehalten wird. Es gehörte zu dem eigentlichen Weſen der wahren Liebe und der ihrigen, welche nach endloſer Fortdauer ſtrebt, daß ſie ſo hartnäckig an dieſer unglückſeligen Leidenſchaft hing, die von einem ſo feindlichen Geſtirn beſtrahlt wurde.

Man weiß nicht, wie man das nennen ſoll, daß Imlay einen Bedienten abſendete, um Marien im April 1795 von Paris nach London abzuholen, wo er eine neue Verbindung mit einer Schauſpielerin von einer herumziehenden Truppe geſchloſſen hatte. — Wer

ſchildert die Leiden der hintergangenen, ſein fühlenden Seele? In allen ihren Erwartungen hintergangen, blieb ihr nichts als ihr Gram. Auf eine Art gereitzet, die ihr Innerſtes ergriff, beſchloß ſie, zu ſterben.

Imlay ſchien dies zu ahnen, und wie es ihm gelang, Marien von ihrem Vorſatz abzuhalten, iſt unbekannt geblieben. Er war damals eben in einen ſehr ſchwierigen Fall einer kaufmänniſchen Lage in Norwegen verwickelt. Maria beſchloß, dorthin eine Reiſe zu machen und die Beilegung des Geſchäfts zu unternehmen; und ſie reiſte wirklich dahin ab.

Dieſer Reiſe verdanken wir ihre ſo angenehm geſchriebenen Briefe, welche auch das deutſche Publikum kennt *). Sie kam zurück, und fand ihren Geliebten eben ſo, wie ſie ihn verlaſſen hatte. Sie war außer ſich, und

*) Lettres written during a short residence in Sweden, Norway and Danemark 1796. Die deutſche Ueberſetzung erſchien zu Altona 1796.

beſchloß, ihren Leiden zu entgehen, ſich in die Themſe zu ſtürzen. Mit verzweiflungsvoller Heiterkeit ſprang ſie von der Brücke hinab in den reißenden Strom, wurde aber von Fiſchern gerettet und ohne Bewußtſeyn ans Ufer gezogen. Betroffen über das, was geſchehen war, verſprach Herr Imlay ihr mancherlei, was jedoch ihr nicht genügte. „Sollen wir, ſprach ſie, wieder zuſammen leben, ſo muß es jetzt ſeyn. Wir vereinigen uns jetzt, oder wir trennen uns für immer. Es iſt meines Muthes und meines Charakters unwürdig, einen ungewiſſen Ausgang Ihrer Verbindung abzuwarten. Beſchloſſen habe ich es, die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Ich will für Sie leben, wenn Sie für mich leben wollen, oder wir ſind für einander ſo gut wie todt.“

Imlay ging mit ſeiner Geliebten nach Paris, und Maria lebte, wie ſie ſagt, „in einem lebendigen Grabe, wo ihr Leben nichts war als Prüfung einer unaufhörlich auf die Folter geſpannten Seelenſtärke.“ Ihr treuloſer Geliebter kam nach London zurück, aber

alle Hoffnung blieb fern, ihn mit Liebe wieder an ſeine vorige Liebe ketten zu können. Zuletzt ſahen beide ſich gar nicht mehr, und Maria zog zu einer Freundin aufs Land.

Hier traf ſie ein Herr Godwin im J. 1796, welcher ſchon früher flüchtig ihre Bekanntſchaft gemacht hatte. Er achtete als Schriftſtellerin ſie hoch, und ſein Herz überließ ſich bald ſüßeren Gefühlen. Bei beiden Theilen nahm die Neigung gegen einander in gleichem Grade zu, und bald konnten ſie einander geſtehen, daß ſie ſich liebten. Eine kleine Reiſe bekräftigte beide im Liebevollen ihrer Empfindungen, und gab ihren gegenſeitigen Zuneigungen die vollkommenſte Reife. „Abweſenheit gießt über die Liebe ein reines, himmliſches Zartgefühl aus, das dieſe auf jedem andern Wege nur äußerſt ſchwer erhalten kann. Sie ſcheint dann der Gemeinſchaft zwiſchen höheren Geiſtern zu gleichen, die wir uns ohne die Vermittelung oder vielmehr das Hinderniß dieſer irdiſchen Hülle denken.“

Beide waren einig, jedoch bis zur Trauung kam es noch nicht, weil Maria gern jedes neue Aufſehen vermeiden wollte, da über ſie nur gar zu viel, und nur zu unſanft bisher geſprochen worden war. Aber die Gewißheit, Mutter zu werden, machte, daß ſie endlich ihrem Geliebten als ihrem Gatten am Altare die Hand gab. — Sie wurde Mutter, und ſtarb an den Folgen der Geburt den 13. Sept. 1797.

Frau von Warens.

Der berühmte, ſogenannte Philoſoph und Bürger von Genf, J. J. Rouſſeau, in ewigem Widerſpruch gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine Schriften und Handlungen, ſchrieb auch Confeſſions, welche er weder drucken zu laſſen, noch ſie zu unterdrücken ſich getraute. Nach ſeinem Tode wurden ſie gedruckt, und erregten einen ziemlich allgemeinen Unwillen. Unter andern Perſonen ſeiner lüſternen Bekanntſchaften hatte er auch von ſeiner Wohlthäterin, einer Frau von Warens, gar nicht mit Delikateſſe geſprochen, was hier nicht zu wiederholen iſt, da die Confeſſions bekannt genug ſind. Dieſes bewog die Freunde der gekränkten Frau einen von ihr geſchriebenen kurzen Lebenslauf und ihre Selbſtbekenntniſſe nach ihrem Tode drucken zu laſ-

ſen *). Aus dieſem Werkchen erhalten die Leſer einen Auszug, ſo wie derſelbe in dieſe Sammlung ſich etwa ſchicken möchte.

* * *

Im Pais de Vaud, 1699 geboren, die Tochter eines reichen Mannes, erhielt Frau von Warens nach dem Tode ihrer Mutter eine ihrem Stande gemäße Erziehung, um welche ihr Vater ſich eben nicht viel bekümmerte, da er ſeinen Kopf mit nichts als mit Entdeckungen in der Chemie gefüllt hatte. Sein Schloß glich einem allgemeinen Laboratorio, in welchem Gemälde berühmter Alchemiſten die Stelle der Tapeten vertraten. Ueber das alles war ein irrender Glücksritter geſetzt, deſſen Kenntniſſe den Vater eben ſo ſehr bezauberten, als ſeine Geſtalt und ſein Benehmen der Tochter mißfielen, der er noch dazu geſtand, er ſey in ſie verliebt.

---

*) Mémoires de Madame de Warens, suivis de ceux de Claude Anet; pour servir d'Apologie aux Confessions de J. J. Rousseau. Chambery, 1786.

Auf des Vaters Befehl mußte die Tochter ſowohl als ihre Hofmeiſterin ſich mit allem Fleiß auf das Studium der Scheidekunſt legen, und wurden fleißig examinirt. Es dauerte aber nicht lange, ſo kam es zwiſchen der Schülerin und dem verliebten Lehrer zu thätlichen Auftritten, die dieſer ſogar ignorirte und durch Verſe ſich beliebter zu machen ſuchte; aber vergebens. Nicht ohne Lachen las Luiſe, ſo hieß ſeine Schülerin, ein Gedicht, welches, da es als das Gedicht eines verliebten Scheidekünſtlers ziemlich einzig iſt, auch hier einen Platz verdient:

Warum, Luiſe, wollen Sie entſagen
Der Kunſt, die Sie, wenn Sie's auch ſelbſt nicht wiſſen,
Doch täglich wohl verſtehn zu praktiziren?
Theilt nicht Ihr Auge mit das Phlogiſton?
Iſt dies nicht eine Operation?
Verſtehen Sie es nicht, das flücht'ge Alkali
Verliebten Herzen mitzutheilen?
Und Prinzipium der Schönheit ſchmilzt
Im Aether Ihrer Reize, diſtillirt
In meinem Herzen dieſe ſchöne Miſchung.
Mit praktiſchem Verſtande wiſſen Sie zu ziehen
Aus allem das vortrefflichſte der Salze,
Das man die Liebe nennt.

Die Hofmeiſterin beantwortete dieſe Verſe, und ſagte dem chemiſchen Dichter, man habe dieſelben nicht erwartet, und wolle eben ſo wenig etwas von ihm wiſſen, als von ſeinem Phlogiſton und all ſeinem Chemiekram. — Luiſe wurde aus dem Laboratorio als eine Unwiſſende verbannt, und der Chemiker ging ihr aus dem Wege; an der ſpröden Geliebten aber rächte ſich die Liebe.

Sie ſelbſt fragte ſich: Was iſt das? Was beunruhiget und beſtürmt ſo dein Herz? Woher dieſe Unruhe? Wozu dieſe unwillkürlichen Seufzer? — Wer wollte das beantworten? Sie mußte rathen.

Ein Hr. v. T. kam in ihres Vaters Haus, ſah Luiſen, und bald knüpfte ſich zwiſchen ihr und ihm ein Band, das ſich in kurzer Zeit ganz erfreulich befeſtigte. Ihre Blicke begegneten einander; ihre Herzen verſtanden ſich; der Wechſel derſelben ging vor ſich, und der Roſenmond der Liebe erwachte mit allen ſeinen Schönheiten und Annehmlichkeiten, vom ſüßen Lächeln bis zu ſanften Thränen, vom ſtillen Händedruck bis zum

feuchten Kuſſe des herzlichſten Entzückens. Ein Gefühl, eine Empfindung, die der Menſch in ſeinem Leben nur einmal hat, ach! und das nur nachher empfindet, wenn es zu ſpät iſt. — Außer ſich vor Entzücken vertraute Luiſe ihrem Vater ihre Empfindungen.

Dieſer antwortete kalt: „Du biſt längſt verſprochen;" und fügte die bitterſten Vorwürfe und Drohungen ſeinen väterlichen Ermahnungen bei. — Darauf wurde Herrn v. T. das Haus verboten, und der Bräutigam erſchien. Der Vater nahm die Hand ſeiner Tochter, legte ſie in die ſeinige, und ſagte: „Da iſt ſie. Ich gebe ſie Ihnen;" zu Luiſen aber: „Herr von Warens iſt mein liebſter Freund; da er dein Gemal wird, iſt es unnöthig, dir zu befehlen, ihn zu lieben. Betrachte ihn von heute an als deinen Gatten und Herrn." — Ein Donnerſchlag war dieſe Erklärung für Luiſens Herz.

Kurz darauf wurde ſie die Gattin des Herrn von Warens, an welchem ſie ſelbſt keinen Fehler finden konnte, als den, daß ihn ihr Herz nicht gewählt hatte. — Ein ganzes Jahr verſloß in dieſer Ehe, ohne daß

L u i ſ e ihren geliebten T. vergeſſen könnte, und endlich dem Schmerze ihres elenden Zuſtandes unterliegend, wurde ſie tödlich krank. Ihrer Auflöſung entgegen ſehend, händigte ſie eines Tages ihrem Gemal die Briefe ihres Geliebten ein, mit den Worten: „Ich habe Herrn v. T. geliebt. Wir überließen uns den Empfindungen der Liebe, ohne ſtrafbar zu ſeyn. Hier ſind ſeine Briefe; vergeben Sie mir.“

Dieſes Geſtändniß machte ihren Gemal kalt gegen ſie, und als ſie wieder geſund wurde, mußte ſie ſeine Verachtung und empfindliche Behandlungen erfahren. Doch weder der Vater noch die Welt erfuhr von dem allen etwas.

Nach zwei Jahren ſtarb der Vater, und ſogleich wurden von Herrn von W a r e n s die Chemiker fortgeſchickt, aber auch L u i ſ e n s Freundin und ehemalige Hofmeiſterin, Babet. Dies machte die Frau v. W a r e n s noch unglücklicher. Sie ergab ſich der Lektüre geiſtlicher Bücher, und wünſchte endlich ihr Leben in einem Kloſter zubringen zu können. Mit Hinterlaſſung ihres Vermögens floh ſie aus

ihrem Schloſſe, ging nach Savoyen, warf ſich dem Könige zu Füßen, erhielt von ihm eine Penſion, und trat von der reformirten zur katholiſchen Religion über. — Ihre gute Meinung von den Klöſtern verlor ſich bald, ſie verließ das Kloſter, in welchem ſie ſich befand, und miethete in der Stadt Annecy ein Haus mit einem Garten, wo ſie mit Lektüre, Muſik und Geſellſchaft ſelbſtvergnügt ihre Tage verlebte. Ein Mädchen und der treue Diener, Claude Anet, welcher bis ans Ende ihres Lebens bei ihr blieb, waren um ſie, und ihr Herz fing an, ſich wieder zu erweitern und empfänglicher zu werden für die Freuden des Lebens. Um eine beſtändige Beſchäftigung zu haben, verfiel ſie darauf, in der Chemie zu arbeiten, Arzeneien für die Armen zu verfertigen. Anet, ein geübter Kräuterkenner, war dabei ihr gar ſehr behülflich. Das Geſchäft hatte ſeinen guten Fortgang. Aber Frau von Warens konnte dabei nicht ſtehen bleiben. Ihr ſpekulativer Geiſt führte ſie auf die Gedanken, Fabriken anzulegen. Es fanden ſich Projektmacher bei ihr ein, betrogen ſie und gingen davon. Sie kam ins

Gerede der Leute, man machte ihr es zu arg, ſie verließ Annecy und ging nach Paris.

Hier beſah ſie die Fabriken, kaufte mancherlei ein, machte Bekanntſchaften, konnte ſich des allen nicht erfreuen, was ſie ſah, ging nach Savoyen zurück und ließ ſich in Chambery nieder. — In ihrem Hauſe legte ſie ein Laboratorium an, und beſchäftigte ſich ganz ernſtlich mit ihren projektirten Fabriken. Jedoch mit mehr Thätigkeit als Kenntniſſen verſehen, konnte ſie nicht weit kommen, wurde betrogen, und kam in Geldverlegenheiten, die ſehr drückend wurden.

In dieſen Augenblicken ſah ſie den Hrn. v. T. wieder. — Man ſtelle ſich ihr beiderſeitiges Entzücken lebhaft vor! —. Ehrend die Lage und den Ruf ſeiner Geliebten, entſchloß ſich Hr. v. T., der Tugend und ihren Gefühlen ein Opfer zu bringen. Er nahm Abſchied von dem Weibe ſeines Herzens, und ging mit einem Freunde nach England. Wer vermag es, die Größe dieſes Opfers zu ſchätzen? Sich lebenslang zu lieben wiſſen, den Muth zu haben, ſich zu ehren, iſt das nicht ein hoher Sieg? Iſt es nicht der Triumph

der Tugend? — Dieſer Heldenmuth ſteht in der Macht aller Menſchen, die ſich anſtrengen wollen, um ſich zu regieren.

„Umringt von hundert Verehrern, — ſagt Frau von Warens, — iſt dennoch durch keinen meine Ruhe geſtört worden. Das Bild meines verlornen Liebhabers kam nie aus meiner Seele und hatte dieſelbe gegen jede neue Leidenſchaft verſchloſſen. Das iſt die Geſchichte meines Herzens. Sie iſt in meiner Einſamkeit meine liebſte und angenehmſte Beſchäftigung. Meine Tugend iſt jetzt das Einzige, was mir übrig blieb. Die Bosheit der Menſchen hat mir dieſes Bewußtſeyn nicht entreißen können, ſo ſehr ſie ſich auch deshalb bemühten. Die Grauſamen haben alles aufgeboten, meine Empfindſamkeit zu verletzen. Sie mißbrauchten mein Vertrauen, haben mich verrathen, beraubt, ja ſie ſuchten ſogar mich zu entehren, indem ſie meine Großmuth auf Rechnung meiner Leidenſchaften ſchreiben.“

Während Frau von Warens noch zu Annecy lebte, ſchickte der P. Pontuerre einen jungen Menſchen zu ihr, der aus Genf kam und zur katholiſchen Religion übergehen wollte, mit

der Bitte, alles zu thun, bei dem Vorſatze ihn zu beſtärken, daß er abſchwöre. Dieſer Menſch war J. J. Rouſſeau, dem Frau von Warens die Verzweiflung ſeiner Familie vorſtellte, da er das väterliche Haus verlaſſen hatte*). Er aber blieb bei ſeinem Entſchluſſe, und entſagte zu Turin der Religion ſeiner Väter.

Sehr viel Gutes ſagt Frau von Warens von dieſem Manne, ſchließt aber die Schilderung von ihm ſo: „Nicht gemacht zur Erkenntlichkeit, vergaß er Wohlthaten ſehr leicht. Oft waren ihm ſelbſt ſeine Freunde Ungeheuer, die er floh, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Immer war er im Widerſpruche mit ſich ſelbſt. Heute verlangte er, was er morgen verließ. Seine Art zu denken ließ ihm keine Parthie ergreifen.“

Nachdem Frau von Warens für ihn alles gethan hatte, was eine Mutter für ih-

*) „Ein Jugendfehler, den er begangen hatte, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, machten, daß er ſeinen Eltern entlief,“ ſagt ſein Panegyriſt im Göttinger Magazin vom J. 1781. 1. St. S. 94.

ren Sohn thun kann, und in einer äußerſt dürftigen Lage ihm noch Reiſegeld gegeben hatte, um nach Paris gehen zu können, ſprach er aufs verächtlichſte von ſeiner Wohlthäterin, und ſagte, er ſey davon gegangen, um ihren Anträgen auszuweichen, mit welchen ſie ſogar ihren Bedienten und andere beglücke. — Frau v. Warens ſchrieb an ihn, machte ihm Vorwürfe und ſagte: „ſeine Verläumdungen wären ein Verbrechen, das, ihm zu vergeben, über ihre Kräfte gehe.“ — Er hat auf dieſen Brief nie geantwortet, die Verläumdungen aber in ſeinen Confeſſionen wiederholt.

In ſtiller Einſamkeit und nicht in der beſten Lebenslage verlebte Frau von Warens den Reſt ihrer Tage, und ſtarb im J. 1759, im 60ſten Jahre ihres Lebens.

So weit hat die Erblichene von ſich ſelbſt geſprochen. Ihr getreuer Diener Claude Anet ſagte aufrichtig und treuherzig auch, was er von ſeiner Gebieterin und Freundin zu ſagen hatte:

„Frau von Warens war eine ſeltene Schönheit, ausnehmend empfindlich, aber tugendhaft. Sie konnte nicht glauben, daß

man ſie betrügen könne, und theilte ihr ganzes Leben hindurch ihr Vermögen mit Unglücklichen. — Ihr Vater hatte ſie durch die Wunderdinge der Goldmacherkunſt verblendet, daß ſie jedem Hungerleider und Marktſchreier glaubte, um ſich betrogen zu ſehen. Ich habe einmal zu Annecy 14 Goldmacher auf einmal an ihrem Tiſche geſehen, die ſich gegenſeitig viele Komplimente machten, und ſie alle betrogen. Und durch alle dieſe Erfahrungen wurde ſie nicht klüger, ſondern immer wieder von neuem betrogen, ſo lange ſie nur noch etwas zu geben und anzuwenden hatte."

„Ein junger Genfer, J. J. Rouſſeau, kam mit einer Empfehlung zu ihr, warf ſich ihr zu Füßen, und beſchwor ſie, ihn bei ſich zu behalten. Er machte Muſik mit der Frau v. Warens, ging mit mir botaniſiren, oder brachte mir meine Bücher und Kräuterſammlungen in Ordnung. Er fing auch bei uns an, ſeine Heloiſe zu ſchreiben, an der Frau von Warens auch mit arbeitete."

„Als ſie arm wurde, und das Alter auf ſie eindrang, verließen ſie ihre Freunde nach und nach; ihre Verwandten haben ſich ſeit

ihrer Flucht, beſonders ſeit ihrer Abſchwörung, nicht um ſie bekümmert, und wollten nichts von ihr wiſſen. Nie hat ſie ſich über ihr Schickſal beklagt, ſie arbeitete, ſoviel ſie konnte, kärglich ihr Leben zu friſten. „Alles, ſagte ſie, iſt in der Natur entſchieden.“ Ehe ſie ihre Augen ſchloß, entſagte ſie allem Groll und beſchäftigte ſich allein mit der Ewigkeit. Ihr tägliches Gebet war:

„Unumſchränkte Macht des Weltalls, Weſen der Weſen, ſey mir gnädig, wirf ein Auge der Erbarmung auf mich, ſiehe, mein Herz iſt frei vom Laſter *). Mein ganzes Vertrauen habe ich geſetzt auf deine unendliche Güte, alle meine Sorgen ſind, mich mit deiner Unermeßlichkeit, Größe und Unendlichkeit zu beſchäftigen. Ohne Furcht erwarte ich den Befehl, der von den Sterblichen mich

*) Fr. v. W. hatte dieſes Gebet mit eigener Hand auf ein Pergamentblatt geſchrieben, und J. J. Rouſſeau hatte daſſelbe verfaßt. Frei vom Laſter ſprach er ſie in dem Gebete, und klagte ſie dennoch deſſelben mündlich und ſchriftlich an. Welch ein Heuchler! Selbſt das Gebet hat er vielleicht nicht mit wahrer Herzensüberzeugung geſchrieben.

abſondert. Gebiete, endige mein Leben. Ich bin bereit, an den Stufen deines Thrones zu erſcheinen, um die Beſtimmung zu erhalten, die du, da du mir das Leben gabſt, mir verſprochen haſt, und die ich durch Gutesthun verdienen will."

„Ihr Leichnam wurde auf dem Kirchhofe St. Pierre de Lemens, am Fuße einer ſehr großen Linde, nahe am Kirchhofthore, begraben."

Der gute Anet kam in die beklagenswerthe Lage eines Bettlers, der kaum ſo viel hatte, ſein elendes Leben zu friſten. Seine Frau ſtarb vor Kummer, und ihn nahmen zwei alte Jungfern auf, bei denen er zwei Jahr nach ſeiner Wohlthäterin ſtarb.

Anna Luiſe Karſchin.

Auf einer entlegenen Meierei im Schwiebuſer Kreiſe wurde Luiſe, die dritte Tochter des Pachters Dürbach, den 1. December 1722 geboren. Sie kam als ein häßliches Kind zur Welt. Runzlig hing die Haut ihrer Stirn ihr über die Augen herab, welche tief im Kopfe lagen. Ihr vermagertes Geſicht hatte eine widerwärtige Ernſthaftigkeit und ihr Körper war ſo gelb und ſchrumpflig, wie ihre Geſichtshaut. Erſchrocken ſtieß die Mutter, welche vorher zwei ſchöne Kinder geboren hatte, beim Anblick des häßlichen Mädchens einen lauten Schrei und Worte des heftigſten Unwillens aus. Jedoch wuchs das Kind nachher gar nicht häßlich auf; ja hätte die Dichterin mehr ihren Körper und ihr Mienenſpiel in ihrer Gewalt gehabt, ſie würde bis an ihren Tod beinahe für ſchön

haben gelten können. Sie hatte einen wohlgeordneten, feinen Wuchs mittlerer Größe, eine ſchöne, dauernde Geſichtsfarbe, hellbraunes Haar, eine ſehr ſchöne Stirn, auf welcher ganz das Licht ihres Geiſtes ausgebreitet lag, helle, ſprechende blaue Augen, beſtändig rothe Lippen, und bei guter Laune herzlichen Frohſinn in den Mienen.

Hatte ſie hingegen ihren gewöhnlichen Forſchblick, ſo war ſie ſchwer auszuſtehen. Die Augenlieder zogen ſich zuſammen, das Auge wurde kleiner, und ſeine Strahlen ſchoſſen gleichſam wie in einem Brennpunkt auf ſeinen Gegenſtand zuſammen. Eine lächelnde Bewegung des Mundes hatte alle das Bittere und Höhnende des Blickes ſelbſt. Sie, welche nichts von dieſem Mienenſpiele wußte, hat ſich dadurch unzählige Verdrüßlichkeiten zugezogen, und eigentlich darf man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen.

Sie war ſechs Jahr alt, als ein Amtmann, ein Anverwandter ihrer Mutter, ſie zu ſich nahm, zugleich mit ihrer Großmutter, weil er Wittwer geworden war. Bei dieſem befand ſie ſich wohl, und ſo bald ſie leſen

konnte, bekam ſie eine unaufhörliche Neigung zu den Büchern, und lag halbe Tage lang auf der Bibel mit ihren Augen wie angeheftet. Das Buch der Maccabäer war in derſelben ihr Lieblingsbuch. Dies gewann ihre Einbildungskraft und Neigung ſo ſehr, daß ſie keine Puppe mehr anſehen mochte, mit einem Stabe bewaffnet einher ging, und Neſſeln und Diſteln ihren Heldenſinn empfinden ließ. — Strümpfe zu ſtricken, war ihre Sache nicht, aber rechnen und ſchreiben lernte ſie, und war dabei ſehr fleißig; ja ſie lernte ſogar mitunter ein wenig lateiniſch.

Indeſſen war ihr Vater geſtorben, und ihre Mutter hatte zum zweitenmale ſich verheirathet; Luiſe mußte zurück und bei wiederholten Niederkunften Wärterin ihrer Stiefgeſchwiſter werden. So blieb es, bis in ihrem dreizehnten Jahr ihr von ihrer Mutter das Hüten dreier Rinder anvertraut wurde, welche ſie täglich auf eine entfernte Weide treiben mußte.— Nun finden wir alſo die Dichterin in der Hirtenwelt, wo auch Apollo Daphnen fand.

Die Freiheit, welche ſie hier genoß, die herrliche, blühende Natur um ſie her, die von murmelnden Bächen durchſchlungenen ſchmaragdenen Wieſen, die liebliche Ruhe, welche überall um ſie herum ausgebreitet lag auf dem herrlichen Teppich, auf welchem ſie wandelte, erfüllte ihre Seele mit tauſendfachen ſchönen Bildern, welche ihre Einbildung ſo freundlich vermehrte, und mit ſüßer Empfindung hegte.

Ihren Phantaſien ganz überlaſſen, durchwandelte ſie nachdenkend und an all dem Schönen ſich ergötzend, was ſie empfand, die fruchtbaren Weiden, als ſie eines Tages einen Hirten fand, da eines ihrer Rinder ihr entlaufen war. Dieſer Knabe, ungefähr zwei Jahr älter als ſie, ſaß unter einem Baume und las, o welches Vergnügen für die Hirtin! in einem Buche. Uebrigens war dieſer Thyrſis der Göttlichen eben keiner, die ſonſt ſich in die Schäferreihen miſchten, ſondern war ein wahrer Aeſop von Geſtalt und ſchwerer Zunge, aber er hatte Verſtand und ein gutes Herz. Auch war er eine Art von Mechanikus, hatte ſich eine hölzerne Uhr gemacht,

und verkaufte allerlei ſelbſtgefertigtes Schnitzwerk.

Seine Lektüre beſtand aus jenen Volksbüchern, dem gehörnten Siegfried, der ſchönen Magalone, der Feye Meluſine ꝛc., die man in unſern Zeiten wieder zu Ehren gebracht und in neuen Auflagen uns als verlorne Kinder der Poeſie und Erzählung von neuem gleichſam beſchert hat.

Welch ein Glück für Luiſen, dieſen Myrtill zu finden, der ihre Wünſche durch Mittheilung ſeiner Bücher befriedigen konnte! Das that er redlich. — Jetzt erweiterten ſich die Ideen der Dichterin, und ihre Phantaſie gewann einen romantiſchen Schwung.

So verlebte ſie drei Sommer, und ihre Mutter war nun beſorgt, ſie zur künftigen Hausfrau zu bilden. Sie wurde zu einem Prediger geſchickt, und endlich zur Kommunion gelaſſen. Im Stillen fingen an, ihre Dichtertalente ſich nach und nach zu regen, und ſie ſchrieb Verſe an ihren Hirten.

Aber da kam ein Tuchhändler aus Schwiebus, Meiſter Hirſekorn, und warb um ihre Hand. Dieſe erhielt er, und die Dichterin

führte eine ſehr unglückliche Ehe mit dieſem groben und überaus geitzigen Manne. Bei dem vierten Kinde ließ er ſich von ihr ſcheiden, und Luiſe lebte kummervoll auf dem Lande, als ihr nachheriger zweiter Mann, Karſch, erſchien. Sie reichte ihm ihre Hand, und ihr zweites Eheunglück begann. Der Hang ihres Mannes zum Trunke brachte ſie in die größte Verlegenheit, ſo, daß es ihr und ihren Kindern an Lebensmitteln und Kleidungsſtücken gänzlich zu fehlen anfing. Die Muſe ſollte ſie kleiden und ernähren. Sie wurde die Gelegenheitsdichterin der Gegend; da aber dort nicht viel zu verdienen war, zog ſie mit ihrem Manne und drei Kindern 1754 nach Großglogau. Hier ging es ihr nun beſſer; ſie fand Gönner, Freunde und Unterſtützung. Der ihr gewährte Zutritt in einen Buchladen machte ſie mit den Werken einiger Dichter bekannt. Welche Quelle für ihren durſtigen Geiſt! Sie las nicht, ſie verſchlang. Ihre Lage aber blieb dennoch dürftig. Daher ſtand die Klage auf ihrem Munde, die Thränen ſtets in ihren Augen.

Aufs äußerſte gebracht von ihres Mannes Leichtſinn und Trinkliebe, nahm ein edler Mann ſich ihrer an, und vermittelte durch ſein Anſehen eine Eheſcheidung.

Jetzt bekam ihr Geiſt ſeine eigene Schwungkraft. Zwar dichtete ſie noch immer um Brod, der ſanfte Friede um ſie her machte doch ihr Herz ruhiger. Zudem machte ſie, auf ſeine Veranlaſſung, die Bekanntſchaft mit dem Baron Kottwitz, der ſie beſchenkte und mit nach Berlin nahm. Ihre Tochter nahm ſie mit ſich; ihr Sohn wurde in gute Koſt gebracht.

Acht und dreißig Jahr alt, kam ſie am 25. Jänner 1761 zu Berlin an, und wurde dort ſo empfangen, daß der Empfang ihre kühnſten Hoffnungen überſteigen mußte. Wer mags beſchreiben, wie bei dem allen ihr zu Muthe war?

Nach und nach wurde ſie mit allen damals in Berlin lebenden Gelehrten bekannt, mit Ramler, Sulzer, Mendelsſohn ꝛc. und erhielt Wohlwollen und Schutz von vielen Großen in und außerhalb der Königsſtadt. Durch deren Vorſorge erhielt ſie, was zu einem anſtändigen Leben ſie brauchte, auch erleichterte

man ihr eine Reiſe nach Halberſtadt, um die Bekanntſchaft Gleims und des Freiherrn von Spiegel zu machen. Der Graf von Stolberg-Wenigerode ſetzte ihr einen Jahrgehalt aus. Gleim ſammelte und gab ihre Gedichte heraus, welche Ausgabe *) ihr zweitauſend Thaler in Golde einbrachte.

Indeſſen hatte ſie die Gnade gehabt, zu einer Unterredung **) mit dem Könige zu gelangen. Dieſer verſprach ihr eine Verſorgung. Sie erhielt jährlich 50 Rthlr. Herzog Friedrich von Braunſchweig gab ihr einen kleinen Gnadengehalt, und ſo konnte ſie zuſammen jährlich auf 200 Thaler gewiſſe Einkünfte rechnen.

Briefe mit Bewunderungen, Beſuche ſtrömten von allen Seiten ihr zu, aber an dem eigentlichen Nerv des Lebens fehlte es ihr denn doch. Sie erinnerte den König an ſein

*) Berlin, 1763.

**) Ein Mehreres von dieſer Unterredung kann man in der nach ihrem Tode von ihrer Tochter beſorgten Ausgabe ihrer Gedichte. Berlin, 1792. S. 183 leſen.

ihr gegebenes Wort. Zuweilen ſendete er ihr kleine, ein edles Talent zurückſchreckende Geſchenke, einmal, vermuthlich um ſie abzuweiſen, zwei Thaler mit der Poſt zu. Sie empfand das, wie ſie ſollte, ſchickte das Geld verſiegelt zurück und ſchrieb das bekannte Impromptu dazu: „Zwei Thaler giebt kein groſser König ꝛc.“ Der Einfall wurde belacht.

Der König ſtarb. Friedrich Wilhelm trat die Regierung an. Durch eine Freundin kam das Anliegen der Dichterin zur Sprache. Der königliche Freund befahl, der Dichterin ein Haus zu bauen, ausgeziert mit den Allegorien der Muſe. Ihre Freude läßt ſich nicht beſchreiben. Das Haus wurde zwar nur ein Häuschen, und die Allegorien blieben ganz weg, aber ſie war dennoch zufrieden, und befand in ihrer Wohnung ſich recht wohl.

Endlich unterlag ſie der Laſt ihrer Jahre, und ſtarb den 12. Okt. 1791.

Der größte Theil ihrer Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte, oder Poeſien an Freunde und Gönner gerichtet; die übrigen haben größtentheils mehr poetiſchen Werth, als die anderen. Da vielleicht wenige Leſerin die Ge-

dichte einer ehemals ſehr gefeierten, jetzt nicht gar zu oft mehr genannten Dichterin bei der Hand haben, will ich für dieſelben eines aus der neueſten Sammlung abſchreiben, welches von ihr im Jahre 1763 gedichtet wurde, ohne jedoch damit andeuten zu wollen, daß daſſelbe das beſte ihrer Lieder ſey, ſondern ſeiner Kürze wegen.

An Phöbus.

Du lächelſt, Phöbus! dieſe nackten Rümpfe
der hingeſtreckten Blumenſtengel an?
Willſt du den Weinſtock küſſen, der die Nymphe
nicht mehr vor dir verſtecken kann?

Soll in bedorrter Zweige Wurzel bringen
dein warmer Blick, dem Winter zum Verdruß,
daß tauſendblättrig ſeine Reize bringen
der Roſenſtock zu Kränzen muß?

Nein! zu gewaltig wirſt du hingeriſſen
von jener Phyllis. Großer Phöbus! glüh'
vergebens, ihrer Lippen Pracht zu küſſen:
Der Hirt Alexis küſſet ſie.

Maria Guyard.

Maria Guyard, geboren zu Tours in Frankreich den 18. Okt. 1599, war die Tochter von Eltern, die in ziemlicher Erniedrigung des Glücks, aber redlich und fromm lebten, in ſtiller Einfalt des Herzens und der Seele, gottſelig in Worten und Werken, zufrieden mit dem, was ihnen Gott geſchenkt hatte, der auch voll Gnade das Herz ihrer Tochter zu ſeinem Tempel zubereitete*). Schon in ihrem ſiebenten Jahre hatte ſie die lieblichſten Träume von ihrem Heiland, der ſie in ſeine Arme ſchloß, küßte und ſie fragte: Willſt du mein ſeyn? Sie antwortete mit frohem Herzen: Ja; und ſah ihn, als er ihre Einwilligung hatte, wieder gen Himmel auffahren.

*) La Vie de la vénérable Mère Marie l'Incarnation, par Claude Martin. Paris, 1677.

Sie erwachte und war entzückt von der ihr widerfahrenen Gnade, und von dem ſüßen Wohlwollen ihres Heilands. In ihr geſtärkt und bekräftiget war alle Neigung zum Guten. So ging ſie denn im Stillen dahin allein, um insgeheim zu beten, ohne daß ſie es wußte oder dachte, gedrungen, als ein unwiſſendes Kind, durch den Geiſt des Inwendigen *), geleitet von Gott.

Ganz gegen ihre Neigung wurde ſie im 17ten Jahre ihres Alters verheirathet, zu großer Verwunderung ihrer Nachbarn, die ihre große Neigung zur Abſonderung kannten. Aber die Zeit ihres Eheſtandes waren Jahre des ſchwerſten Kreuzes, welches ſie tragen mußte. Zwar bat ihr Mann ſie oft mit Thränen um Vergebung, wenn er ſie übel behandelt hatte, aber das alles brachte keine gedeihlichen Früchte, und ſie blieb in ihrem Lei-

*) L'esprit interieur, d. i. der Zug des Geiſtes, wodurch uns die Gnade zum inwendigen Gebet und Leben angeboten und mitgetheilt wird, wie es Terſteegen erklärt: Lebensbeſchreibungen heiliger Seelen. 1. B. S. 268.

den, bis Gott nach zwei Jahren der Duldung ihren Mann zu ſich nahm.

Nun aber ging ſie wieder vor ſich, im Stillen, und erfuhr viel Gutes und Eindringendes in ihrem empfänglichen Herzen, welches entzückt wurde in ſich ſelbſt, durchdrungen von dem Liebespfeile der göttlichen Gnade. Da wurde ſie verändert in eine ganz andere Kreatur, ja ſo verändert, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr kannte.

Nachdem ſie ſo ein Jahr in der Einſamkeit zugebracht hatte, zog Gott ſie heraus, um ſie bei eine ihrer Schweſtern zu bringen, welche in ganz verwirrte Händel der Welt verwickelt war, und ſie nebſt ihrem Manne verlangte, um ihnen ihre Laſt tragen zu helfen. Sie willigte darein, unter der Bedingung, daß man ihr in ihren Andachten ihre Freiheit laſſen ſollte. Ihr geiſtlicher Führer, P. Raimond, ſtand ihr bei mit Rath und That und geiſtlichen Ermahnungen in aller Güte des Herzens, mit der Freude des uneigennützigſten Willens.

Fünf und zwanzig Jahr war ſie alt geworden, als ſie die Einſicht in die göttliche

Gemeinſchaft *) erhielt, welche die drei göttlichen Perſonen unter ſich haben; „nämlich den Verſtand des Vaters, der ſich ſelbſt beſchauend ſeinen Sohn gebiert **), welches von Ewigkeit her geweſen iſt, und in Ewigkeit alſo ſeyn wird. Darauf ſah ſie die beiderſeitige Liebe hervorbringen den heil. Geiſt, welches geſchah durch eine gegenſeitige Liebeseintauchung ***) untereinander, jedoch ohne Vermengung und Verwirrung.“ Ihre Seele war ganz verloren in dieſe großen Herrlichkeiten. Sie wünſchte ihre gänzliche Vermälung mit Gott, und bereitete ſich bräutlich in bittender Liebe dazu. So rang ſie mehrere Monate in dieſem Zuſtande nach ihrem Wunſche, als ihr endlich im Inwendigen die Worte geſagt wurden: Im Glauben will ich mich mit dir vermälen; und ſo geſchah denn endlich die Vermälung mit dem ewigen Wort, als ſie ganz erſunken war in die Gegenwart der überanbetungswürdigen Majeſtät.

---

*) Commerce.

**) Ihre eigenen Worte.

***) Reciproque plongement d'amour.

Da in der geiſtlichen Vermälung der Stand der Seele verändert wird, ſo hat ſie nun keine Beſtrebung*) mehr, weil ſie beſitzt, was ſie liebt, und davon ganz eingenommen und durchdrungen wird. Weil nun die Seele nicht mehr in ſich ſelbſt lebt, ſondern in demjenigen, der ſie umſchlungen hält mit ſeiner Liebe, ſo führte auch Mariens Seele der heilige Geiſt, wohin er wollte, ohne daß ſie widerſtehen konnte. Das empfindend, kam auch der Geiſt der Dichtung des HERRN über ſie, und ſie ſang:

Ach Liebe, deine ſüßen Banden,
wie ſind ſie doch ſo leicht und ſanft!
Du ſchließeſt uns die offnen Augen,
und nimmſt uns unſre Sinnen weg;
verwundeſt uns, um uns zu heilen,
und bindeſt uns mit ſüßer Macht.
Ach ſüße, ſüße, ſüße Liebe,
was willſt du, das ich werden ſoll?

Was du verlangſt, es ſoll geſchehen;
ich halte ſtill, wenn du mich ſchlägſt.
Ich folge dir durch Roſenbüſche
ich folge über Dornen hin.
Ganz dir allein bin ich ergeben,
nimm mich, o ſüße Liebe, hin.

---

*) Tendance.

und binde mich mit Liebesſeilen,
daß ich dir nie entrinnen kann.

In Liebe ganz bin ich verſunken,
in Liebe, nur für dich allein.
Mein Herz hat dich allein erkohren,
allein bleib' ich dir ewig treu.
Und winkten aller Welten Freuden,
für mich giebt's keine Seligkeit,
als dich allein, mein Heil, zu lieben,
nur dich, nur dich, in Ewigkeit.

In Proſa aber drückte ſie ſich über ihre Liebensinbrunſt alſo aus:

„So war ich. Ich verſchmachtete vor Liebe, und doch genoß ich auch der Liebe. Ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll: Man leidet, man verſchmachtet, man genießt. Es iſt mir eine große Verläugnung, ſo etwas zu ſchreiben, aber ich kann die Art meiner Führung nicht erzählen, ohne von Dingen zu ſprechen, welche ich wünſchte, daß ſie auf ewig heimlich in meinem Herzen verborgen bleiben müßten.“

Immer deutlicher wurde ihr ihr Beruf zum Kloſterleben, und dringender die Annehmung dazu. Endlich entſchloß ſie ſich, alles Irdiſche hinter ſich zu werfen, und dem Himmliſchen entgegen zu gehen, mit Freude

und in Einfalt ihres Herzens. Davon ſpricht ſie ſelbſt:

„Dergeſtalt verließ ich alles, was mir am liebſten war, früh morgens an Pauli Bekehrungstage im Jahr 1631. Wie ich aus unſerm Hauſe trat, ging mein Sohn, welcher zwölf Jahr alt war, mit mir ganz gelaſſen an meiner Seite. Er durfte mir ſeine Traurigkeit nicht merken laſſen *), aber ich ſah wohl die Thränen aus ſeinen Augen rollen, welche mir zu erkennen gaben, was er in ſeiner Seele fühlte. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, daß, wie ich ihn anſah, mir däuchte, man riſſe mir die Seele aus meinem Leibe. Ich ließ mir aber nichts merken, denn Gott war mir lieber, als alles dies. Gottes Händen überließ ich meinen Sohn, und ſagte lächelnd ihm ein Lebewohl! Darauf empfing ich den Segen von meinem Beicht-

*) Warum nicht? Weil ſeine liebentzündete Mutter verläugnete, daß ſie Mutter war? Das arme Kind! Er mußte nachher auch ein Mönch werden, und hat dann in heiliger Ergebenheit, als P. Martin, das Leben ſeiner Mutter der Welt mitgetheilt.

vater, und wurde von der Vorſteherin des Kloſters mit vieler Liebe aufgenommen."

„Es iſt nicht auszuſprechen, wie ſo ſüß mir das Kloſterleben war, nachdem ich die Welt verlaſſen und Gott mir dieſes irdiſche Paradies geöffnet hatte, in welchem man um nichts ſich zu bekümmern hat, als daß man die Kloſterregeln beobachtet."

„Es geſchah aber, daß viele Kinder, welche meines Sohnes Schulgeſellen waren, ſich verſammelten um ihn herum, welche ihn auslachten, daß er ſo närriſch und albern geweſen ſey, und mich habe ins Kloſter gehen laſſen, und ſagten: er ſey nun ohne Vater und ohne Mutter, und würde ganz verlaſſen ſeyn; laß uns hingehen und ſie wieder holen, ſagten ſie, wir wollen recht lärmen, daß man ſie dir wiedergeben muß. Darüber wurde das Kind ſo heftig bewegt, daß es jämmerlich weinte. Die Kinder aber kamen vor das Kloſter und ſchrien mit großem Ungeſtüm, man ſolle mich heraus geben, und mein Sohn ſchrie: Gebt mir meine Mutter! Gebt mir meine Mutter! Das durchſchnitt mir mein

Herz, und ſetzte mich in Furcht, daß die Schweſtern mir den Abſchied geben möchten."

Darauf hatte ſie noch mancherlei Kummer von innen und außen ihres Sohnes wegen, denn die Stimme der Natur wollte ſich nicht erſticken laſſen, bis fromme Leute ſich des Kindes annahmen. Nun wurde die vortreffliche Mutter ruhiger, als ſie ihr Kind bei Fremden wußte, und hing ihren Liebesentzückungen weiter nach. Da geſchah es denn, daß der HERR, ſie ganz zu beruhigen, zu ihrem Innern ſagte: Gieb mir dein Herz. Das gab ſie ihm mit tauſend Freuden, und wurde nun ſo glücklich, daß ſie ſagt:

„Dieſer Stand der Vereinigung hielt meine Seele in dem lieblichſten Stillſchweigen. Sie war gleich einem Menſchen, der aus der Schlacht kömmt, und dem man ein Bette von wohlriechenden Blumen zur Ruhe gäbe. Dieſes Gleichniß iſt zwar uneigen, aber ich habe kein anderes, das nicht noch uneigener wär."

„Wie nun die drei göttlichen Perſonen mich beſaßen, alſo beſaß ich dieſelben auch, in der Weite und Breite der Mittheilung aller Schätze der göttlichen Herrlichkeit. Der

ewige Vater war mein Vater, der Sohn das überanbetungswürdige Wort, mein Bräutigam, und der heilige Geiſt diſponirte über meine Seele ſo, daß dieſelbe die göttlichen Eindrücke empfangen konnte.“

Bald darauf aber erwachten die Empfindungen des Weibes in ihr, und ſie hatte einen gar ſchweren Kampf mit ihrem Fleiſche, welchen ſie jedoch, drei Jahre lang, durch den Beiſtand des P. Raimond ritterlich beſtand. So gelang es endlich nach gar großen, beſchwerlichen Kämpfen und Selbſtpeinigungen, nach ihrer eigenen Erzählung, der Schweſter Maria von der Menſchwerdung (ihr Kloſtername), ruhiger zu werden, getröſtet durch den innern Zuruf: Du wirſt mit Thränen ſäen, aber mit Freuden erndten.

Im Kloſter wurde ſie Untermeiſterin bei den Probetöchtern, lehrte mit beſonderer Liebe zu aller Erbauung, und bekam ein Geſicht, in welchem eine weite Reiſe ihr angedeutet wurde; was ſie damals nicht verſtehen konnte. — Es kamen aber viele Menſchen ins Kloſter, die Schweſter Maria ſprechen zu hören, „denn, ſagt ſie, meine Worte hatten al-

lezeit etwas Feuriges bei ſich, und meine Reden waren alle ſinnreiche Sprüche."

Sie theilt deren eine ganze Sammlung mit. Wir wollen nur einige davon hören, und das Sinnreiche und Feurige derſelben darin zu ſuchen oder zu finden, den Leſern ſelbſt überlaſſen.

„Eine Seele, welche Gott ruft zum innern Leben, muß ſich entſchließen, durch gar vielfache Tödtungen zu gehen, ehe ſie das Ziel erreicht.

Ohne Verläugnung iſt kein wahres Gebet.

Eine gottergebene Seele kann kein Vergnügen an den Kreaturen finden.

Verſuchungen ſind Unterweiſungen.

Leiden und beten iſt alles, was wir thun können in dieſer Welt."

Im fünf und dreißigſten Jahre ihres Alters trat bei der Schweſter Maria nach einem merkwürdigen Traum, in welchem ſie ſich in ein fremdes, ſehr großes, noch etwas wildes Land verſetzt ſah, der Stand ein, welchen ſie erwartet hatte: Es war der apoſtoliſche Geiſt, der ihres Geiſtes ſich bemächtigte. „Dieſer Geiſt führte ſie im Geiſte hin

nach Japan, nach China, nach Indien, nach Amerika, nach Morgen und Abend und in die ganze bewohnte Erde, wo nur vernünftige Seelen waren, welche alle ſie Jeſu Chriſto zugehören ſah."

Dieſe heidniſchen Seelen dem Teufel zu entreißen, war ihr innigſter Herzenswunſch, um dieſelben „einzutauchen in das Blut der Erlöſung."

Um dieſe Zeit genas eine gewiſſe Madame de la Peltrie von einer tödlichen Krankheit, that ein Gelübde, und übergab ſich mit allen ihren Gütern an die Miſſion in Canada. Ein Haus wollte ſie ſtiften zur Bekehrung armer wilder Mädchen. Sie kannte Marien nicht, und dieſe nicht jene, aber dennoch „fügte die göttliche Güte die Dinge von allen Seiten ſo ſachte und lieblich." Der Herr ſprach zu ihr: Gehe hin und gieb mir Proben deiner Treue; und einem gutgeſinnten Geiſtlichen geſchah die Vermittlung einer Bekanntſchaft beider Frauen, worauf die Reiſe nach Canada den 22. Februar 1639 von Tours aus angetreten wurde. Mad. Peltrie, ein Pater Bernieres

Maria, eine Kloſterſchweſter und ein Dienſtmädchen ſchifften ſich zu Dieppe ein. — Sie kamen in Gefahr, Schiffbruch zu leiden. „Da hielt ſich, — ſagt Maria — Madame Peltrie dichte an mich, damit wir mit einander ſterben möchten. Ich faßte mein Kleid ſo, daß, wenn das Schiff ſcheiterte, ich nicht anders als in einer ziemenden Lage konnte geſehen werden."

Doch die Gefahr ging vorüber, und am 1. Auguſt kamen die Guten, im Guten vereiniget, in Quebek an. Mit großer Freude gingen ſie an das vorhabende Werk, und träfen Anſtalten, ihr Werk zu gründen und die Sprache der Wilden zu erlernen. Darüber bekamen ſie ſtarkes Kopfweh, achteten aber das nicht, und fuhren fort, im Glauben zu leben und zu lehren, den ihnen waren „die Erſtlinge des Geiſtes zum Eifer fürs Heil der Seelen."

Als nun aber Maria in dieſes Land gekommen war, und alles, was ſie ſah, genauer betrachtete, erkannte ſie, daß es eben daſſelbe Land war, welches ihr vor Jahren im Traume gezeigt worden war. Alles war noch ſo

friſch in ihrem Gemüthe, als zu der Zeit, wo ich es ſah.

„Aber in meiner Seele, — fährt Maria fort, — erhoben ſich bald ſonderbare Irrungen und Furchtſamkeiten, als ſey ich nicht wirklich erleſen und erkohren. Da hatte ich viel Kummer und Leid. Aber mitten durch dieſe Finſterniſſe ſtrahlte zuweilen ein Licht, welches meine Seele erleuchtete und dieſelbe in ſolcher Liebe entzündete, daß dieſelbe in außerordentliche Freudenentzückungen gerieth, daß ich, nach ſo großen Beängſtigungen, wirklich meinte, ich ſey im Paradieſe, wo Gott mich durch ſeine Umarmungen liebkoſete. Jedoch von einem Abgrund des Lichts und der Liebe ging ich in einen Abgrund der grauſamſten Dunkelheit ſchmerzlich über.“

So erquickt und gequält, beruhiget und voll Unruh, leidend und ſtreitend mit ſich ſelbſt und ihren Phantaſien und Empfindungen, bemühte die bekümmert Liebende ſich, ihrem Dienſte zum Beſten der Heiden rühmlichſt vorzuſtehen. — Endlich, den 15. Auguſt 1647, fühlte ſie, daß alles wieder gut war, und die „Entlaſſung ihrer ſchweren Wi-

drigkeiten," und pries den HERRN in der Freude ihres beruhigten Herzens mit lauter Stimme. So wurde denn dieſe geiſtliche Selbſtpeinigerin eingeführt in die Vollkommenheiten der Tugenden.

Indeſſen war eifrig ſowohl an der Bekehrung der wilden Seelen, als an der Erbauung des Kloſters gearbeitet worden. Aber da fielen die Irokeſen ein, und verbrannten mit wilder Wuth die Patres Breboeuf, Garnier und Lallemand ſammt ihrer neu bekehrten Heerde, und mordeten, was ſie fanden. Die Entkommenen nahmen ihre Zuflucht nach Quebek.

Kaum ſtand das von Tannenholz errichtete Kloſter, als daſſelbe durch Unvorſichtigkeit einer Laienſchweſter 1650 abbrannte. Sie retteten kaum ihr Leben, und ſaßen ſanft und ſtill, als ſey nichts geſchehen, im Schnee. „Ein gewiſſer ehrlicher Mann, der die Schweſtern ſo ruhig daſitzen ſah mit Andacht, ſagte überlaut, — ſagt Maria, — wir müßten entweder toll ſeyn, oder eine große Liebe zu Gott haben, daß unſer Gemüth ſo unbewegt ſey. Aber dieſer gute Mann kannte nicht die

Kraft der Gnade, welche unſer Heiland aus⸗goß in unſere Herzen."

„Wir ließen den Muth nicht ſinken, denn der HERR hatte uns berufen, und machten Anſtalt, ein neues Klöſterlein aufzubauen, und ich wurde im Jahre 1651 Vorſteherin; da ſprach ich bei mir und mit mir ſelbſt:

Biſt du zufrieden?

Ich bin es, mit dem Beiſtande des hei⸗ligen Geiſtes.

Biſt du ruhig?

Ich bin es, durch die Liebe Gottes und ſeiner Gnadenbezeigungen.

Alſo liebſt du den Stand eines immer⸗währenden Opfers?

Ich liebe ihn.

Was fühlſt du?

Ich fühle Gottes Willen und ſeine lieb⸗reiche Aktivität. Es iſt mein Stand ein ſanf⸗tes, liebliches Athemholen, welches kein Ende nimmt; eine Unterhaltung des Geiſtes mit dem Geiſte, vom Geiſt im Geiſt. Ich lebe nicht mehr, denn Jeſus lebt in mir. Dieſe Vereinigung iſt reiner, als alles, was rein iſt.

Hierzu gehört die innere Mäßigung, daß damit nicht der Leib das Leben verliere.

So willſt du dabei beharren?

Durch Gottes Liebe und ſeine Gnade ewiglich. Der HERR ſey gelobt und verherrlichet von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Im Jahr 1663 den 5. Februar erhob ſich ein fürchterliches Erdbeben, durch Tage und Nächte hindurch, daß die Erde noch nach 6 Monaten zitterte und bebte. Häuſer fielen zuſammen wie Staub, Wälder wurden entwurzelt, überall Angſt und Graus, Schrecken und Vernichtung; es ſchien, als wolle der jüngſte Tag hereinbrechen. Da fielen die Menſchen in Ohnmacht, andere klagten und ſchrien, aber Maria blieb ruhig, lobpreiſete Gott und ſang ihm ein neues Lied, denn ſeine Liebe wohnte in ihr. Sie empfand das Walten der göttlichen Majeſtät über die ganze Natur und über alle Herzen, wenn dieſelben erſchüttert werden ſollen.

Im folgenden Jahre wurde unſere Dulderin ſehr krank, und bekam Nierenſteine, welche ihr ſchreckliche Schmerzen brachten.

Endlich gingen mehrere Steine von ihr, unter denen einer ſo groß war, wie ein Taubenei. — Jedoch war ſie während der Krankheit gar nicht verdrüßlich oder verzagt, denn lieber wollte ſie durch Gehorſam ſterben, als leben nach eigenem Willen.

Wenn's Leben lebt nach eignem Willen,
ſo hat das Leben keine Kraft,
Ergebung giebt dem Herz im Stillen,
was es zu ſeiner Freude ſchafft.
Sie hebt und trägt durch alle Leiden
zu hohen Himmels = Seligkeiten.

Iſt nur die Seele froh und muthig,
erringt ſie die Zufriedenheit,
und ſey der Kampf auch noch ſo blutig,
er giebt dem Innern Heiterkeit,
die durch das Ganze ſich verbreitet,
und gegen jede Schmerzen ſtreitet.

Nun trat ſie wieder freudig auf die Bahn. Die jungen Schweſtern unterwies ſie in der Huroniſchen und Algonguiniſchen Sprache, und unterrichtete mit großer Freudigkeit, in

der Stärke ihres liebebelebten Herzens. Da ſprach ſie mit und in ſich ſelbſt:

„Welches iſt dein gegenwärtiger Stand?

Ich vergeſſe jede Materie des Gebets, welches ich geleſen habe.

Wie das?

Ich befinde mich in jedem Augenblick, ohne daß ich darauf achte, in meinem gewöhnlichen Grund, in welchem meine Seele Gott beſchaut, in welchem ſie iſt. Da rede ich denn zu Ihm nach den Bewegungen, die er mir dazu giebt. Dieſe große Beſchaulichkeit läßt nicht zu, daß ich mit Ihm rede mit anderen Worten, als in mir ſind.

Und wie iſt es dir ſonſt? Gehſt du nicht zuweilen, durch Schwäche, wankend einher, gleich einer Trunkenen?

Das kömmt daher, daß alsdann mein Geiſt von einer großen Entzückung ergriffen iſt, die mich überwältiget.

Und was trägſt du mit dir?

Einen kreuzigenden Stand. Meine Seele beſchaut Gott, der Gefallen daran zu haben ſcheint, mich alſo gefangen zu nehmen. Ich wollte ihn gern umarmen, er hält mich aber als eine gebundene Perſon.

Und du erſchrickſt nicht?

Ich ſehe, daß er mich liebt; dennoch aber kann ich ihn nicht umarmen. Das iſt eine große Qual.

Du duldeſt ſie mit Liebe?

Mit Liebe.

Es iſt die Liebe meiner Liebe,
die meinem Herzen Stärkung giebt,
indem ich meine Schmerzen liebe,
lieb' ich auch den, der mir ſie giebt."

Im Jahre 1672 wurde M a r i a abermals von einer ſchmerzlichen Krankheit befal-

len, in welcher ſie ganz ruhig blieb, und zu allen ſprach, ſie werde vom Krankenlager nicht wieder aufkommen, ſondern heimgehen zu ihrer Liebe. Der Reſt ihres Lebens war eine ſanfte und faſt immerwährende Entzückung. Sie ging tiefer als jemals in ſich ſelbſt, damit ſie ſterben möchte in der innigſten Vereinigung mit ihrem Bräutigam. Sie redete wenig; aber was ſie ſprach, ſprach ſie mit engliſcher Freundlichkeit, bei ihren ſo großen Schmerzen, welche ſie durch innere Geſchwüre erduldete.

So ging denn ihre Seele über in die Arme ihres himmliſchen Bräutigams, den letzten April 1672 im 73ſten Jahre ihres Alters.

Die Freudigkeit, mit der ſie geſtorben, blieb abgemalt in ihrem Geſicht, nebſt einer gewiſſen Herrlichkeit und Schönheit, ſo, daß es ſchien, ihre Seele theile den Leib ſchon mit einem Strahl der Majeſtät.

Ihre Schweſtern brachten ſie klagend zur Ruh, und ſangen:

Erſcheine als ein ſchöner Stern
den dir verwandten Seelen,
und ziehe mit dem feinſten Strahl
ſie auf zu deinen Höhen!

Kleinere biographiſche Nachrichten

von

berühmten und merkwürdigen Frauen.

Aretaphila.

Geprieſen allgemein war die Schönheit der Kyrenerin Aretaphila, eben ſo ſehr, wie ihr Verſtand bewundert wurde. Phädimus reichte ihr die Hand. Ihren Ruhm dankt ſie dem allgemeinen Unglück ihres Vaterlandes.

Der Tyrann Nikokrates, welcher Kyrene beherrſchte, ließ nach beliebter Willkühr ſeine Unterthanen morden, tödtete mit eigener Hand den Prieſter Apolls, Melanippus, und riß auch die Prieſterwürde an ſich. Auch Phädimus wurde getödtet, und gezwungen mußte Aretaphila dem Tyrannen ihre Hand reichen, der kaum noch wußte, wie er ſich verhaßt und ſtrafbar genug machen ſollte. So ſtellte er unter andern Wächter an die Thore, welche die hinausgetragenen Todten mit Dolchen zerſetzen mußten, damit nicht etwa ein Bürger

als ein Todter hinausgeſchafft würde, ſeiner Mordgier ſich zu entziehen.

Aretaphila allein ſah den ihr verhaßten Gatten ſanftmüthig, denn er war ſterblich in ſie verliebt, und ließ ihr viel Gewalt. Sie aber ſeufzte im Stillen über ihr Schickſal und über das Unglück ihres Vaterlandes. Täglich wurden Bürger gemordet, und unausſprechbar war das Elend der Unglücklichen, welche die Gewalt des Tyrannen beherrſchte. Daher nahm Aretaphila ſich vor, das Vaterland zu retten und dem Tyrannen Gift zu geben.

Dies wurde verrathen. — Sie läugnete nicht, Gift gemiſcht zu haben, doch nicht für ihren Gemal; zu dem ſie ſprach:

„Ich bin, mein Liebſter! in Gefahr, alles zu verlieren, was mir theuer und werth iſt, deine Liebe, meine Ehre und die Macht, welche deine Güte mir läßt. Darum beneiden mich die Weiber. Von ihnen muß ich ſelbſt vergiftet zu werden fürchten, und daher ſann ich auf Gegenmittel. Willſt du deshalb und um eines Liebestrankes willen etwa eine

Frau tödten laſſen, die mehr, als du willſt, geliebt zu ſeyn wünſcht?"

Trotz dieſer Erklärung wurde Aretaphila auf die Folter gebracht. Sie hielt alle Martern mit der größten Standhaftigkeit aus, wurde losgelaſſen, und Nikokrates bereuete, was er gethan hatte. Ja, ſeine Leidenſchaft trieb ihn, aufs neue ſich mit ihr zu verbinden, und mit Liebkoſungen, Geſchenken und Ehrenbezeugungen ſuchte er ihre Verzeihung und Liebe zu gewinnen. Sie aber ließ ſich nicht gewinnen, wie er hoffte, verſtellte ſich, und ſann auf einen neuen Plan.

Sie hatte eine Tochter, mannbar und ſchön. Durch dieſe wollte ſie den Bruder des Tyrannen, Leander, an ſich ziehen. Er war ein Jüngling, der durch ſchöne Weiber zu gewinnen war. — Das gelang. Man ſagte, ſie habe das durch Zauberkünſte bewirkt, aber, wo giebt es einen Zauber, welcher dem der Schönheit eines Weibes bei einem empfänglichen Herzen gleich kömmt?

Die Schöne that das, was ihr geheißen wurde, und der Preis ihrer höchſten Gunſt

welchen ſie ſelbſt beſtimmte, war: die Freiheit der Stadt und Bekämpfung der Tyrannei.

„Fällt, ſprach ſie, der Tyrann, dann bin ich die Deinige.“

Das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, ließ er ſeinen Bruder durch ſeinen Sklaven Daphnis umbringen. — Als das geſchehen war, bekümmerte ſich Leander nicht weiter um die Aretaphila, ſondern er bewies, daß er wohl ein Brudermörder, aber kein Tyrannenmörder ſeyn könne, und bemächtigte ſich ſelbſt der Herrſchaft.

Aretaphila war liſtiger, als er, verwickelte ihn in einen Krieg mit den benachbarten afrikaniſchen Völkerſchaften, und erbot ſich ſelbſt zu einer Ausgleichung mit dem Fürſten Anabus, dem Afrikaner. Leander willigte ein, und ſie ging zu dem Fürſten. Da machte ſie es mit ihm aus, wenn Leander ſich ſelbſt zu einer Unterredung mit ihm verſtehe, ihn gefangen zu nehmen. Das geſchah. — Die Kyrener mußten eine theure Löſung für ihn zahlen. Aretaphila gab, was ſie hatte. Das entzückte die Kyrener, ſo berech-

net es auch war, aber gegen Leandern und ſeine Mutter entbrannte ihre Wuth. Dieſe verbrannten ſie lebendig, ihn aber näheten ſie in eine Thierhaut, und warfen ihn ins Meer.

Aretaphila aber, als ſie die Kyrener frei ſah, ging in ihre Wohnung, befaßte ſich mit nichts weiter, und beſchloß ihr Leben ruhig unter ihren Verwandten und Freunden.

K a m m a.

Kamma, ausgezeichnet durch Schönheit und Verſtand, war mit Sinatus, einem der Vierfürſten von Galatien, vermält, lebte mit ihrem Gemal in einer ſehr glücklichen Ehe, und der Ruf und das Anſehen, in welchem ſie ſtand, erhob ſie zur Prieſterin der Diana, der vornehmſten Gottheit ihres Vaterlandes. An den Feſttagen geſchmückt im Tempel, ſchien ſie die Göttin ſelbſt zu ſeyn, und wer ſie ſah, den entzückte ihre Schönheit, edle Geſtalt und liebevolle Würde.

Auch Sinorix wurde entzündet mit frevelvoller Gier gegen das Weib ſeines Bruders. Seines Wunſches theilhaftig zu werden, mordete er hinterliſtig den Bruder, und bot ſeiner Gattin die Hand, des Bruders Bett mit ihr zu beſteigen.

„Wohl, ſprach ſie, ſo ſey die Göttin, deren Prieſterin ich bin, Zeuge des Bundes, den du mit mir zu ſchließen wünſcheſt.“

Liebreich führte ſie ihn zum Altar, brachte der Göttin ein Trankopfer (welches ein vergiſteter Honigtrank war), trank ſelbſt zuerſt, und reichte dann dem Bräutigam die Schaale, welcher dieſelbe leerte. Als Kamma das ſah, brach ſie in ein lautes Freudengeſchrei aus, fiel vor der Bildſäule der Göttin nieder, und rief aus:

„Dich, verehrungswürdige Göttin, nehm' ich zum Zeugen, daß ich blos um dieſes Tages willen den Mord meines geliebten Sinatus überlebt, und binnen dieſer für mich ſo langen Lebenszeit kein anderes Vergnügen genoſſen habe, als die Hoffnung, mich rächen zu können. So gehe ich würdig nun zu meinem Gemal. Dir aber, verruchteſter Brudermörder, mögen deine Diener ſtatt des Brautbettes das Grab zubereiten.“

Getroſt und fröhlich endete ſie das Leben, und Sinorix ſtarb noch vor ihr.

Julia Aſtallia.

Der erlauchte Lodoviko Gonzaga war Biſchof zu Mantua *) und hielt Hof zu Gazuelo, wo er, ſelbſt ein Freund der Wiſſenſchaften, viele gelehrte Männer um ſich her verſammelte, wo auch eine arme Familie lebte, Mann und Frau und zwei Töchter, die nur durch die größte Arbeitſamkeit ſich ernähren konnten. Die älteſte Tochter Julia, eine geſchickte Spinnerin, war ſehr ſchön und liebenswürdig **). Ihre feinen Sitten ließen den niedern Stand nicht vermuthen, in welchem ſie geboren war, ja ihr gefälliges und anſtändiges Betragen gefiel der Schweſter des Biſchofs ſowohl, daß ſie das feine, liebe Mädchen zu ſich nehmen wollte, als ein unbändiger Menſch durch ſeine ausgelaſſene Leidenſchaft dieſes Vorhaben vernichtete.

*) Er war Biſchof in den Jahren 1483 bis 1510.

**) Bandello Novelle. T. I. p. 209. Ediz. London, 1791.

Julia, damals 17 Jahr alt, arbeitete die Woche hindurch ſehr fleißig, und erlaubte nur des Sonntags es ſich, einige Stunden ihrer Aufheiterung zu weihen. Mit anderen Mädchen ergötzte ſie ſich bei einem ehrbaren Tanze.

Bei einem ſolchen wurde der Kammerdiener des Biſchofs durch ihre Schönheit und Sittſamkeit zur glühendſten Liebe entzündet. Gern hätte er jeden Tag mit ihr getanzt, hätte es, ohne Aufſehen zu erregen, geſchehen können. Er ſagte ihr tauſend ſchöne Worte der Zärtlichkeit und Liebe. Sie aber munterte ihn nicht auf, in dieſem Tone fortzuſprechen, vielmehr ſagte ſie ihm: es ſey ihr keinesweges angenehm, ſo etwas anhören zu müſſen, ſie ſey ein armes, aber ehrliebendes Mädchen, deſſen einziger Beſitzthum ihr guter Ruf ſey. Er ſchwieg zwar, aber heftiger entglühte ſeine Liebe. Er hörte nicht auf, ſie zu verfolgen, und jemehr ſie ihm auswich, deſto andringlicher wurde er. Nichts ließ er unverſucht, ſie zu rühren; ſie floh ihn. Auch Geſchenke konnten ihm nicht den Weg dazu bahnen; ſie wies dieſelben, eben ſo wie ſeine Erklärungen, von ſich.

Immer begehrender und wüthender durch das alles gemacht, beſchloß der Raſende mit Gewalt zu rauben, was man gutwillig ihm nicht geben wollte. Mit einem ſeiner Geſellen folgte er ihr, als ſie einſt aufs Land ging, nach, riß ſie zu Boden, verſtopfte ihr den Mund, und führte ſeinen ſchändlichen Vorſatz aus.

Vergebens ſuchte er ſie durch Geſchenke und Verſprechungen zu beruhigen; ſie konnte ihr Unglück nicht überleben. Ihre beſten Sonntagskleider legte ſie an, ſeufzte, weinte und ſprach: „Da meine Ehre verloren iſt, wie könnte ich mein Leben achten? Nur der Tod kann meine Unſchuld beweiſen und kund thun, daß bei aller erlittenen Gewalt meine Seele rein blieb und frei.“ — Sie befahl einer Nachbarin einen Gruß an ihre Eltern, eilte dem Oglio zu, und ſtürzte ſich in den Fluß.

Als der Kammerdiener und ſein Geſell vernahmen, was geſchehen war, entflohen ſie, der verdienten Strafe zu entgehen.

Allgemein, laut und herzlich wurde der Tod des guten Mädchens beklagt, und da die Kirchengeſetze ihr kein Grab an geheiligter Stätte vergönnten, ſo ließ ſie der Biſchof ſelbſt auf

dem großen Platze der Stadt begraben, ließ ihr ein bronzenes Denkmal errichten, nebſt einer Marmorſäule, und die Geſtalt der Unglücklichen durch eine bronzene Denkmünze*) verewigen.

Auf der Vorſeite erblickt man, einer Braut gleich geſchmückt, das Bruſtbild des verewigten Mädchens, mit der Umſchrift: Diva Julia Astallia. Auf der Rückſeite ſieht man einen zu ſeiner Verjüngung ſich ſelbſt verbrennenden Phönix, mit den Worten: Unicum fortitudinis et pudicitiae exemplum. Dieſes ſehr ſinnig gewählte Emblem, und das Wort Diva, ihr, einer Selbſtmörderin, gegeben, in den damaligen Zeiten, erregt Aufmerkſamkeit, und bezeugt die Achtung, in welcher ſie, ſelbſt bei einem Biſchof, ſtand, der aber freilich wohl kein von Vorurtheilen feiſt gewordener Pfaffe ſeyn konnte!

*) Sie iſt abgebildet zu ſehen in der Zeitſchrift: Curioſitäten. I. B. 21. Taf. zu S. 433.

Iphigenia Deſille.

Bei Nancy fiel in den Schreckenszeiten der ſo heilloſes Unglück bringenden Revolution, deren Nachklang ganz Europa erſchüttert hat, Bürgerblut rettend, ſich ſelbſt dahin gebend, der gutmüthige Deſille. Er hinterließ zwei Schweſtern, die eine als Mutter von vier Kindern, die andere noch unverheirathet. Zwar liebte ſie einen wackern Jüngling und wurde zärtlich von ihm geliebt, aber wer konnte in jenen Zeiten des Schreckens an eine eheliche Verbindung denken? Wer mochte von Liebe ſprechen, wo die entfeſſelten Furien jede reine Stelle mit Geifer und Blut befleckten? Nur zweifelhaft ruhig war es erlaubt, hoffend in die Zukunft zu blicken und ſich Gefühlen zu überlaſſen, die damals ſo theuer erkauft werden mußten! Nein, es gab auch für unſere Iphigenia keine Ruhe.

Plötzlich kam der Befehl nach Nancy, dreißig ſogenannte Verdächtige nach Paris vor das Blutgericht zu ſtellen; unter ihnen war auch Iphigenia. — Sie wurde mit nach Paris geſchleppt, und vor das ſchreckliche Gericht geſtellt, deſſen Richter, ſelbſt im offenen Vertrage mit allen Laſtern, jede Tugend zum Laſter zu ſtempeln wußten, um ihren unerſättlichen Blutdurſt zu ſtillen.

Iphigenien wurde ein Brief vorgelegt, unterzeichnet „Deſille", der Bekanntſchaft mit einem Feinde der ſogenannten Republik verrieth.

„Iſt ferne Bekanntſchaft Verrath?" — fragte Iphigenia.

„Es iſt nicht von dem die Rede, — wurde entgegnet, — was aus dem Briefe folge, ſondern davon: ob du den Brief als den deinigen anerkennſt?"

„Wohl kenne ich den Brief, und ſo iſt mein Urtheil geſprochen, wie ich euch kenne, aber ich bitte um einen Vertheidiger."

Der Rechtsgelehrte Chaveau wurde dazu erſehen, und beſuchte ſie den folgenden Tag

er den Richtern dieſer Gattung ſelbſt verdäch-tig werden, und nach wenig Monaten mußte er ſelbſt das Blutgerüſt beſteigen; aber das Geheimniß nahm er mit ins Grab. Nur kurz vor ſeinem Hingange entdeckte er es einem Freunde. „Bewahre es, ſagte er zu ihm, bis beſſere Zeiten dir erlauben, dieſes ſeltene Bei-ſpiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu machen, und bei Edlen das Ge-fühl zu wecken, daß auch die neuere Zeit ihre Arria's habe.“

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Ich begreife Sie nicht, aber ich ſchwöre.“

„Nun, ſo wiſſen Sie, nicht ich, ſondern meine Schweſter ſchrieb den Brief.“

„Wie?“

„Sie, die Unglückliche, Mutter von vier unerzogenen Kindern.“

„Gott!“

„Wird das Todesurtheil ausgeſprochen, ſo gelte es mir.“

„Wie? Sie wollten — ?“

„Ich will für ſie ſterben. Ihre Kinder fordern Mutterpflege, und wie unentbehrlich iſt denſelben dieſe, zumal in unſern Tagen. — Ich ſterbe für meine Schweſter.“

Chaveau ſtand, ſie bewundernd, vor ihr. Er ſah die ſeltene Entſchloſſenheit des achtbaren Mädchens, und wagte es nicht, weder ſie zur Aenderung ihres Entſchluſſes zu bewegen, noch vor dem Blutgericht ſeinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unſchuld erhöhte ſeine Beredſamkeit; aber Iphigenia wurde doch verurtheilt. Sie ſtarb mit der größten Entſchloſſenheit.

Da Chaveau zu ſtark und leidenſchaftlich für die Unſchuldige geſprochen hatte, mußte

er den Richtern dieſer Gattung ſelbſt verdäch⸗ tig werden, und nach wenig Monaten mußte er ſelbſt das Blutgerüſt beſteigen; aber das Geheimniß nahm er mit ins Grab. Nur kurz vor ſeinem Hingange entdeckte er es einem Freunde. „Bewahre es, ſagte er zu ihm, bis beſſere Zeiten dir erlauben, dieſes ſeltene Bei⸗ ſpiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu machen, und bei Edlen das Ge⸗ fühl zu wecken, daß auch die neuere Zeit ihre Arria's habe.“

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen

Bd.: 5

Leipzig (1816)

Biogr.c. 245-3/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070653-6